
STÄTTEN
DER KULTUR
SIZILIEN
VON
FELIX LORENZ







STÄTTEN DER KULTUR

Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter

STÄDTE-MONOGRAPHIEN

Herausgegeben von

Dr. GEORG BIERMANN

Band 19
Sizilien

Satz und Druck dieses Bandes und die Herstellung der Klischees besorgte die Offizin von Julius Klinkhardt in
□ Leipzig. □





Theater von Taormina

SIZILIEN

VON FELIX LORENZ

VERLAG
VON KLINKHARDT & BIERMANN
LEIPZIG

Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
In den alterslosen Seen.

Marmorstirn und Brunnenrand
Steigt aus blumigem Gelände,
Und die leichten Winde wehn.

Hoffmannsthal.

INHALT





Messina

PROLOG

Als ich vor wenig Jahren daran dachte, daß ich einst dies Buch schreiben würde: von Trinacria, der schicksalskundigen, der Insel der Völker, hing noch die gnädige Sonne der alten Götter über diesen Sonnengestaden. Es war auf Fort Castellaccio ob Messina. Seidiger Vormittagsglanz füllte die blaue Riesenweite zwischen Himmel, Erde und Meer, und mir zu Füßen spielte in ahnungsloser Heiterkeit die Stadt, fröhlich brausend, einsammelnd, ausladend, an der lustigen Arbeit, ihren singenden Namen auf Wagen und Schiffen ins Land, in die Welt zu tragen. Ihre Fröhlichkeit pulste laut und fast jubilierend durch die Straßen, die weiß schimmerten und von frohlockenden Kuppeln überklettert wurden. Freude an munterer Gegenwart brach auch aus dem Marktgewühl und Gestampf; aus den riesigen Farbenhekatomben, die die Üppige dem Meere hinbreitete; aus dem Schlenderleben am Corso, dessen blendweiße, nüchterne Häuserkette (es war „la Palazzata") durch seine unglaubwürdige Eintönigkeit Größe gewann. Am Hafen lagen mächtige

Orangehaufen bereit, ihren Duft ins fernste Kimmerien zu wehen. Ich sah sie in rotgoldenen Pagoden heraufleuchten.

Diesen vielen Glanz da unten an der schmalen Meerenge, aus Gärten, Häusern, Rebenbergen hervorbrechend, sah ich von oben, wo ich ganz überblaut, übersonnt saß. Wie kann eine Stadt ihre Schicksale so vergessen? fragte ich, und mir war, als müßte ich verwundert und erstaunt diese Frage mit auf die lauen Windwogen legen, die von den Höhen nach Messina herabschwebten. Es war augenscheinlich, daß die neue Stadt mit dem kühn hervortretenden Leuchtturm, der ihr Herold schien, sich bewußt war, das Haupt dieser goldensten aller Inseln zu schmücken, daß sie das für alle Zeiten tun müsse und deshalb nie danach fragen dürfe, was sie durch unzählige Jahrhunderte an Schrecknissen erlebte, — gerade, weil sie immer dieser Schmuck gewesen war. Es war ihr Los und ihre Pflicht, das Prangen an dieser Stelle immer wieder mit Opfern ohnegleichen zu bezahlen. Und sie jedesmal rasch wieder zu vergessen, weil sie heiter zu bleiben hatte. Sie führte ihre Einwohner durch alle Schulen des Unglücks, tief ins Nächtige, aber sie hielten bei der Mutter aus, wurden die tapfersten, unverzagtesten aller Söhne des Eilands. Stadt und Volk konnten nie von einem Zorn überrascht werden. Sie sprangen ohne weiteres gegen die Geschicke an, waren vielleicht die blutechten Nachkommen jener Kyklopen, mit denen die Sage die Insel bevölkerte, Söhne des Uranos und der Gaia, die dem Zeus die Donnerkeile schmiedeten.

Und die Stadt wunderte sich nicht, daß sie so neu aussah und doch schon so alt war. Alle ihre Schätze aus schönen Vergangenheiten hatte sie hergeben müssen, sie hatte eigentlich nichts mehr zu hüten, als den Ort, auf dem sie stand, jeder ihrer Quadern ruhte auf Leichen. Alle fünfzig Jahre seit zweitausend Jahren mußte sie sich, so schien ihre Geschichte zu lehren, der Vernichtung anheimgeben und wieder neu geboren werden unter fast menschenfremden Qualen. Erst ein halbes Jahrhundert vor den Tagen, da ich oben saß, hatte sie ein Viertel der Einwohnerschaft der Seuche schenken müssen. Aber

sie lag da mit ihrem Corso, ihrem Marktgewühl, ihren Hafenfreuden und Orangenpagoden, badete sich voll in Sonne, hielt ihr heiter Bild voll in den Meeresglanz, der sie rings umgab, hinein und streckte sich unbekümmert auf den androhenden Ätna zu. Sie verstand nur den Augenblick, in dem sie lebte, wie ein Tier, weder Erinnerung noch Zukunftsfurcht konnte in ihr steinern Herz hinein, und ich fand, daß sie ein- für allemal das Gedächtnis verloren hätte.

Ich hielt die düstern Prophezeiungen aus der „Braut von Messina“ in der Hand und las kaum, was von der „entwölkten Höhe“ geschrieben stand und von der Furcht, die in fröhlichen Tagen nicht schlafen soll. Der Boden, auf den ich blickte und den die Wehen so vieler Jahrhunderte nicht vor immer neuer Besiedelung hatten bewahren können, ward mir zum Symbol für den ganzen Charakter dieser Völker- und Schicksalsinsel.

Ich suchte nach dem Geheimnis, das sie zur umkämpftesten, unglücklichsten und glücklichsten aller Menschenansiedlungen im Mittelmeer gemacht. Denn die Vernichtung war machtlos trotz der unerhörtesten Gigantomachien, die hier von Geschlechtern aus sehr entfernten, in nichts sich ähnlichen Stämmen hingewütet worden waren. Das Geheimnis kam mir herauf; es galt von den ersten Tagen, da die Sikeler hier ans Land kletterten — Unbekannte, heimatlose Emigranten von irgendwo — bis auf die Stunde der Gegenwart, wo jeder Fremdling seine Trauer fühlt über den letzten, furchtbaren Hinsturz der Stadt an der Meerenge.

Es ist das vielartige ihres Wesens, das der köstlichsten der Inseln eigen ist und das ihre unzerstörbare Jugend erklärt. An keiner Küste des Abendlandes war soviel fließender Segen und soviel Ungemach zu finden, wie hier. Das Gold quillt aus ihren himmlischen und irdischen Gütern; es ist mit der Seele und mit dem Verstand zu fassen, und wie sich das dreikantige Land nach drei verschiedenen Weltteilen wendet, scheint es auch den Überfluß ganzer Reiche in sich zu saugen. Von den Wunderformen der Küstenberge brennt eine unvergleichliche Sonne Farben über Farben wach, in den weit ins

Land hineinfliehenden Tälern am Meeresrande heben sich Millionen von Früchten aus strotzendem Laub, betäubenden Blütenmassen, auf den Rebenhängen des Westens glühen unirdische Feuerströme durch die Beeren, selbst die ausgetrockneten Flüsse, die Fiumaren werden glänzend wie Riesenopalgeschmeide, und wer nachts in den größeren Städten atmet, atmet einen heranwandernden Strom von Duft ein. Das Küstenland hat paradiesische Pracht und die Schönheit aller Möglichkeiten in Überfülle für den Menschen bereit: du siehst einen Glanz aus palermitanischen Frauenaugen, den ein Schöpfer-Alchimist aus den Leidenschaften von Griechen, Römern, Arabern und Normannen zusammen erzauberte, siehst auf den Kalksäulen schweigender Tempel Abendglut wie alte Sage schweben und schimmern, und erschauerst vor der dunkelgoldnen Mystik, die in Schlössern und verfallenden Kirchen normannischer Zeiten aus den Mosaiken flüstert. In Kreuzgänge gehst du wie in wildphantastische Irrgänge, die in eine aufglühende Sinnenwelt zu leiten scheinen, wo das Unterliegen höchster glückseligster Sieg ist. Denn um die zierlichen Säulen und dunklen Fontänen schlingt sich ein Fabelgewirr von Schwertlilien, Geranien, Mandel- und Rosenblüten, von Decken und Kapitälen stürzen sich Blütenkatarakte auf deine Schultern und ziehen dich in den Strudel. Zwischen den Pfeilerschatten alter Christenkirchen läufst du irr einem schmalen Frauenfuß nach, über dem du noch flüchtig ein brokatenes Arabergewand erblicktest — vielleicht suchte eine verlassene Schöne aus dem Geschlecht der Fatamiden, der einstigen Herren dieses Bodens, die Vergangenheit und dich, um dich zu den sieben Seligkeiten ihrer Sarazenenträume zu locken.

Soviel Zauber und unbekannte Mächte können den Wanderer auf die Insel bannen, daß er sich schwerer von diesem Lande als von irgendeinem andern italischer Erde zu trennen vermag. Das mühelose Genießenkönnen dessen, was die Götter blindlings ausstreuten, hemmt jeden Schritt. So hemmte es schon die Füße der zahllosen Kolonienvölker, die von dieser Küste angezogen wurden, als sei sie der Magnetberg des Märchens, an

dem kein Schiff vorbei kann. Und der stärkste Gegensatz zu diesen Reizen waren die Gefahren, die unter ihnen schlummerten und die selbst wieder ein Reiz wurden. Über dieser vielgeliebten Insel standen immer nur große Geschicke, es gab von den ältesten Sikanerzeiten an Tragödien, wie sie nur Äschylos dichten konnte. Blutige Tyrannenherrschaften, Sklavenkriege, Zerstörungen von Tempeln und Städten, furchtbare Eroberungen, die kein gewöhnliches Maß vertrugen. Die Insel, die doch nur einigen Hunderttausenden Raum geben konnte, büßte jede Katastrophe mit dem Verlust ganzer Geschlechter. So hat sie bis auf den heutigen Tag mehr bezahlen müssen, als ihr Vermögen war. Es waren vor allem auch die geologischen Eigenarten der Insel, die schon den ältesten Siedlern Schrecknisse bereiteten; Ätna, der gigantische Berg, der mit einem Umfang von 145 Kilometern und einer Höhe von fast 3300 m „des fruchtbaren Eilands Stirn“ war, wie Pindar von ihm sang, drängte schon die frühesten, uns bekannt gewordenen Bewohner, die Sikaner, weit nach dem Westen der Insel zurück. Von den bösartigen Strudeln, die den Seefahrer an der Hauptmeerespforte Siziliens erwarteten und aus dem Hinterhalt die üppige Schönheit um sich hüteten, von Scylla und Charybdis sang schon Homer — jene: „gewandt nach des Erebos' Gegend, das fürchterlich bellende Scheusal“, ein Meereswirbel, der an der Küste Kalabriens unter gezacktem Fels schlummert und Schiffe wie Fische schnappt; diese die „einschlurfende“ Schwester an der Messineser Seite:

> Dreimal gurgelt sie täglich hervor, und schlurfet es dreimal
> Schrecklich hinein. Weh Dir, wofern Du der Schlurfenden nahest!

Von der Sage, die den göttlichen Dulder in diese Strudel verwickelt, geht es mit denselben Schrecknissen hinauf in die Zeit des Hohenstaufen, des zweiten Friedrich, als der Taucher Cola-Pesce hier, wo das Meer noch ein Meer gebären wollte, sein Leben verlor, um es (so gering es war) durch Schillers balladeske Verskraft wieder zu erhalten. (Die Mutigen der Zeiten sammelten sich nicht

umsonst in dieser Meerenge.) Und die Sage wanderte weiter, Jahrhunderte empor, und dichtete sich endlich zur Wirklichkeit hinauf in den entsetzenvollsten Stunden, die die Insel wohl seit der sizilianischen Vesper erlebt hatte, in der Dezembernacht von 1908, als die kreißende Unterwelt und der tobende Meeresstrudel Messina, Reggio, das liebliche Palmi und zahllose Dörfer des Festlandes „schrecklich hineinschluckte". Sogar bis auf das Gebell und Geheul der Ungetüme war die homerische Sage plötzlich Wahrheit geworden.

Der Groll der Naturkräfte, der unter der verschwenderischen Gebekraft dieser Gefilde verborgen lag, war den östlichen Völkern, die zuerst den hohen Glanz der Berge von Panormus (Palermo) oder von Zankle (Messina) erblickten, instinktiv bewußt geworden. Die Götter- und Heldensage nahm so bei den Griechen früh die Vorstellung auf, daß diese merkwürdigen Landesteile westlich des jonischen Meeres den Fremdling mit allerhand Zauberspuk bedrohten, daß hier Kunde von den letzten Geheimnissen der Menschheit zu holen sei, daß verderbliche Schauer hier allerorts lauerten. Die Vulkanausbrüche und Erdbeben, die sich von Neapel über ganz Kalabrien bis an die Südspitze von Sizilien — also über das ganze spätere Großgriechenland — erstreckten, schienen jedes Verderbnis der Unterwelt zu wecken. In der mythologischen Welt der Alten finden sich alle Vorstellungen solcher Art auf diesen Teil der ihnen bekannten Welt vereinigt. Westlich von Neapolis, bei Kyme (Cumae) stieg ihre Phantasie durch den schwefligen Kraterschlund des Averner Seebeckens in die Unterwelt hinein; unter den Vulkanen schnarchten halbgebändigte Giganten. So unter dem Monte Epomeo, dem Feuerspeier auf Ischia, wo man den übellaunigen Tiphoeus begraben wußte, den Jupiters Blitz getroffen. Jedes Stöhnen des Hingeschmetterten schürte, trieb und schleuderte Glut aus dem Rachen des Berges. Dasselbe Los traf auch den fataleren Riesen Enkelados, seinen Bruder unter dem Ätna.*) Auf Capri, der alten griechischen Ansiedlung,

*) Pindar läßt das Haupt des Typhoeus unter dem Ätna und seinen übrigen Körper unter ganz Sizilien und Unteritalien fort bis Cumae



Aphrodite von Syrakus

oder auf den kleinen Galli-Inseln hausten die Sirenen, die den Meerfahrer auf angenehme Art ins Verderben sangen, und Sizilien selbst gilt den Alten als das Land der Kyklopen, der „gesetzhassenden Frevler“; und der Lastrygonen, menschenfressender Urbewohner. Bei Acireale unweit Catania sieht man einen Haufen zuckerhutartiger Felsen im Meer; eine bizarre Kommune steinerner Wurfgeschosse, die der geblendete Polyphem dem flüchtenden Odysseus und seinen Gefährten ergrimmt nachgeschleudert haben soll. Der Name des Ortes lockt dabei ein Theokrit-Idyll hervor: Acis und Galatheia. Endlich nimmt die antike Sage von dem hochtragenden Bergkegel im Innern der Insel, auf dem das korngesegnete Enna, das heutige Castrogiovanni, seine Zinnen hob, Besitz und läßt den Fürsten des Hades dort die Persephone ins Schattenland entführen. Und die Sage hemmt ihren Flügelfuß noch einmal an der Kyanequelle bei Syrakus; das kornblumenblaue Gewässer ist die verwandelte Nymphe, die es gewagt hatte, ihre Herrin vor den sicheren Armen des Hades retten zu wollen.

Wie in der Natur der Insel mischt sich so in den frühesten Symbolien, die ihre Gestade umfliegen, Großartigkeit, ungebändigte Wildheit, lauernde Heimtücke, Jugendkraft und Grazie. Die Vielartigkeit dieses Charakters forderte ihre Ergänzungen in allem. Es stand geschrieben, daß sie viele Völker brauchte, um endlich ein Volk, das sizilische, hervorzubringen, daß denn auch alle diese entgegengesetztesten Eigenschaften annahm und bewahrte; sie hatte die zu ihren eigenen Extremen passenden Menschenextreme nötig, und in diesem Sinne war ihre Anziehungskraft fast bis ins Unnatürliche ausgebildet. Die Wirksamkeit unsichtbarer Gesetze in der unpersönlichen Natur hat sich, scheint es, hier so greifbar, so energisch fühlbar gemacht, wie im Mutterland von Attika; sie läßt sich freilich heute nicht mehr beweisen, aber der Fremde, der in den Geist dieses wunderbaren Landdreiecks hineingewachsen ist, spürt ihn bis zu den mythischen Zeiten zurück hier lebendig und in allem wirkend,

---

ausgestreckt liegen — in der Vorstellung, daß dies ganze gewaltige Gebiet die wahre Heimat der Vulkangewalten sei.

schaffend, zerstörend oder aufbauend, was die Insel an Geschicken gesehen. Deshalb ist vielleicht gerade von ihr am wenigsten unter den Mittelmeerküsten der mythologische Zauber geschwunden, sind vielleicht gerade auf ihr die heimlichen Kreise jener religiösen Naturbeseelung, die der Griechen schönstes Erleben war, noch mit dem Signum der Wahrheit bezeichnet. Wenn Goethe versichert, daß erst durch Sizilien ein Bild von Italien in der Seele entstünde, so ist auch hier wohl nur die siegerische Bild-Naturkraft ausgedrückt, die die Insel vor hundert antiken Schwestern auszeichnet. Auf erstaunliche Weise fließen in ihr, deren Natur soviel verschiedene Menschengeschlechter verlangte, die heterogensten Kulturen ferner und naher Vergangenheiten in Eins zusammen — in dieser Verschmelzung liegt der Reiz, der uns an jede ihrer Zeiten schmiedet. Was gehen uns wo anders noch blasse Reminiszenzen an die Phöniker an? Hier stehen wir am westlichsten Ende der Insel, sehen den Hafen des alten Motye auf schmaler Insel, Mauern, Tore, Türme, einen Damm im Meer, den heute noch das Volk benutzt. Im Nu dreht sich das fabelhafte semitische Gewimmel um uns, das tausend Jahre vor Christus hier seine von den Babyloniern und Assyrern erbeutete Kultur anpflanzte, geschäftige Handelsjuden, Purpurfarbe, wollene Gewänder, das Alphabet und politische Einfälle verkaufend, ihrem gefräßigen Moloch opfernd. Wir sehen Karthagos Größe an den ersten Gründungen dieser kurzbeinigen Phöniker-Flüchtlinge Wurzeln schlagen. . . . Und wie kommt es, daß uns die feierliche Schweignis in den griechischen Tempelbezirken dieser Insel, etwa die erhabene Einsamkeit von Segesta stärker ergreift als vielleicht der karge Überrest von Korinth, die Vollendung des Athener Theseion? Es ist, weil hier Natur und Menschen noch mehr zusammenpassen. Steine und Völker reden hier noch ein Wort, wo die Chronisten und damit die Ereignisse fehlen.

Die wunderliche Wahrheit, daß Sizilien, das arm-reiche, ebenso alt wie jung bleibt, liegt nur in den Gegensätzen. Der Reichtum bietet sich um so anziehender dar, je mehr ihn Gefahr erhöht. Völker kamen, verschwanden, drangen

ineinander, jagten sich mit Lust und Gier über das Gebreite der lockenden Insel. Ewige Unrast verschüttet und gräbt wieder aus. Ihre Geschichte kennt keinen Stillstand, ihre Kulturentwicklung ist ewiges Umpflügen. Ihr Wappen paßt vortrefflich zu ihrem Charakter: ein Gorgonenhaupt mit drei gepflügelten Hermesfüßen.

* *
*

Erst zwei Jahre sind vergangen, seit ich auf Fort Castellaccio ob Messina saß und mir zu Füßen eine gedeihliche Südenstadt in Mittagsleuchten, Duft und eitel Lebensfreude lag. Der Schillerworte drohende Prophezeihungen, die damals kein einziger da unten am sonnigen Meeresufer geglaubt hätte, sind unterdessen Geschick geworden, Kirchen, Paläste und Armenhäuser liegen mit hunderttausend Menschen erschlagen. Die lachende Stadt hat ausgelacht. An der Meerenge will der Frühling, dem sonst kein Lavafeld zu hoch ist, vergebens in das klaffende Chaos hinein. Messina mußte seinen alten Fluch wieder erfüllen für ein halbes Jahrhundert voll üppigen Segens. Einige, die den doppeltgesichtigen Genius dieser Insel nicht erkennen konnten, schrien über den Trümmern: „Nicht wieder aufbauen! Genug der Schicksale!“ und sie wollten schon das Zeichen eines ewigen Todes über die Unglücksstadt strecken — da kam es schon wieder herangerattert, auf Eseln und Karren und halbzerbrochenen Füßen, mit bebenden Lippen, habelos, noch betäubt von einem übermenschlichen Erlebnis, da kam es schon wieder über Berg und Land zurückgewandert und murmelte, auf das Steinmeer zeigend: „Wieder aufbauen! Es ist Messina!“

Und das alte, ergreifende Schauspiel wiederholt sich aufs neue. Siziliens Natur ist mächtiger als seine Geschicke. Schon richten sich die Hallen, die Häuser, die Schiffe wieder, von den unverdrossenen Menschlein dieser heißen Erde dazu geboten. Ein schwaches Lärmen hebt in den Händlergassen an, und wer über die Trümmer ganzer Stadtteile weg zu den Forts hinaufsteigt, wird bald ein Stück des unsterblichen Glanzes wieder um sich

ausgebreitet sehen. Wiederum wird die Stadt geboren. Nur wenige Wochen vergehen, dann türmen sich am Hafen, als wäre nie ein großer Zorn herniedergegangen, wieder Orangenpagoden zu goldenen Gipfeln empor.



Papyrus am Kyane



Zeustempel Girgenti

ERDE UND MENSCH

Schon die Sagenwelt, die erste Leiterin zu dem Inselland, das die Griechen Trinakria (Insel der drei Vorgebirge) nannten, bereitet den Sizilienfahrer von Neapel an darauf vor, daß die alte Kultur, von der er den Haupteindruck empfangen soll, die hellenische ist. Die historische Geschichte des ganzen unteren Italiens führt ihn weiter auf diesem Wege. Schon wenn der Blick vom Belvedere über Neapel hinfliegt auf Golf und Stadt und Berge, will der innere Wanderschritt nicht mehr zurück nach Rom. Zur Seite eilt er den Buchten von Misenum und Puteoli zu, wo euböische Auswanderer die älteste Griechenstadt in Italien gegründet (1050 v. Chr.) hatten: Kyme, jahrhundertelang ein Vorposten hellenischer Bildung im fernen Westen, wie es Curtius zeichnet, ein Bollwerk gegen die Barbaren, bis neue Ansiedler aus Samos und Euböa hier beste griechische Kultur verbreiteten. Es war für die Hellenisierung der italienischen Stämme die Mutterstadt und es durfte Rom jene mystischen Sprüche der Sybille geben, die als „Libri Libyllini“ auf dem Kapitol verwahrt und bald der Ruhm aller Bücher der Weissagungen wurden. Und weiter eilt der Schritt über das Vorgebirge von Sorrent nach den

Niederungen von Lukanien, wo Einsamkeit schauert um die drei letzten gigantischen Überreste der alten Sybaritenstadt Poseidonia, des späteren Pästum. Die strenge Herbheit des Poseidontempels, goldig erschimmernd im Sinterkalk der Säulenhallen, eine der besten Edelbauten dorischer Kunst, hält jede Erinnerung auch vor den vielen Tempelwundern fest, die an den sizilischen Küsten träumen und auf Erlösung zu harren scheinen . . .

Durch Apulien, das durch seine reichen Normannen-Erinnerungen Robert Guiscards und Wilhelms des Guten Taten wieder ein anderes, uns teures Völkerband nach Sizilien hinüberschlingt, kann der Flug italisch-griechischer Vorstellungen nach den Meeren Ioniens gehen, um all diese Buchten und Gefilde noch einmal anzuschließen an Althellas. Wie vor zweiundeinhalbtausend Jahren, als von hier bis zum äußersten Süden Siziliens, dem gepriesenen Akragas, sich in blühenden und unzähligen Kolonien Großgriechenland dehnte, einen unermeßlichen Reichtum von Kunst und Wissen, Energie und Gesittung um sich her verschwendend. Endlich geht es nach Kalabrien hinunter, an dessen tiefer Spitze eine uralte Siedlung reisiger und räuberischer Euböer, Landsleuten der Gründer von Kyme, liegt: Reggio, das alte Rhegion, von vielen Erderschütterungen heimgesucht und von den letzten fast vernichtet. Unweit dieses Hauptplatzes althellenischen Handelsverkehrs gibt es noch heutigen Tags zwei richtige griechische Kolonien, weltverlorene lebendige kleine Beispiele von Kulturbeharrlichkeit, denn ihre Bevölkerung übt sich hier mitten unter der seit Jahrhunderten italienisch sprechenden Einwohnerschaft noch in der Sprache Platos, wenn sie auch von den modernen Verweichlichungen nicht frei ist.

Der alten Siedlung von Reggio gegenüber — auch ihr Bild wird leise durch Schillers holde Pathetik in den „Kranichen des Ibikus“ vergoldet — lag der wichtigste befestigte Ort des Nordostens der Insel: Messina. Der Seefahrer, der sich ihm im Morgenschein nähert, wenn die „Heimat der Winde“, die Liparischen Inseln, hinter ihm liegt, und endlich links die kahlen Ketten der kalabrischen Berge mit dem gewaltigen Aspromonte sich

emporröten, blickt jetzt über die Stadttrümmer hinweg auf den „Pfeiler des Himmels, den bereiften Ätna, den Pfleger des jahredurchstarrenden Schnees". So preist ihn der Dichter der Pythischen Siegshymnen und des Lobsingers Hierons von Syrakus, Pindar. In mächtigem Gerund sind dem Riesen die Peloritanischen Berge vorgelagert, wildzerhackte, auf und ab kletternde Massen, an denen jener bläuliche Duft emporschwebt, den zu preisen Goethe in Sizilien nicht genug Worte fand. Auf der sichelförmigen Landzunge stehend, die das Hafenbild Messinas umschließt und die eben wegen ihrer Form einer ersten Niederlassung der alten Sikeler an dieser Stelle den Namen „Zankle" gab, läßt sich gut ein wenig im Geiste Umschau halten über die erste Geschichte der Insel und das Land selbst, das ihr langsam als selbständiger geographischer Begriff untertan wurde.

In vorgeschichtlicher Zeit zeigte, wie noch heute riesige Höhlenfunde von Elefantenknochen usw. bekunden, diese größte und schönste Mittelmeerinsel afrikanischen Charakter, denn die Südküste hing mit dem tunesischen Teil des afrikanischen Festlandes zusammen. Ein hohes, oft gerundetes, oft gezacktes Kalkgebirge zieht über das Land, schiebt mächtig terrassierte Vorgebirge ins Meer hinaus, wie den Monte Pellegrino, den Hüter des Golfs von Palermo, das kühne Cap Zaffarano und im Westen einen halbvergessenen Bergklotz, den Monte S. Giuliano, den antiken Eryx, auf dem ein frühes trojanisches Kolonistenvolk, die Elymer, einen berühmten Aphroditekult pflegten. Im Nordteil der Insel erreicht die Bergwelt in den nebrodischen und madonischen Gebirgen, wenig bereisten, aber landschaftlich hervorragenden Teilen, stattliche Höhen (bis zu etwa zweitausend Metern) nach Süden schließt sich ein völlig entwaldetes Hochland an, in dem die Schwefelminen das Volk nur kümmerlich ernähren und auch der Getreideanbau (hier dehnte sich im Altertum der Kornspeicher Italiens!) wegen der verwahrllosten Latifundienwirtschaft keine satten Magen macht, da die zahllosen Nebenpachtungen sich gegenseitig auffressen. Einsam auf steilen Berghöhen liegen alte Nester und Kastelle. Im Sommer gleicht dies ganze Innenland einem



Monte San Giuliano Eryx

verbrannten Acker ohne Wasser und ohne eine Spur von Grün. Dann aber setzt das Hochland in farben- und formenschönen Abhängen, die Landschaften von Claude Lorrain heranzaubern, nach Süden zum afrikanischen Meer ab und findet den heroischsten Ausdruck in Aufbau und Gliederung auf der Höhe von Girgenti. Im Südosten dehnt sich das vom Reisenden-Interesse vernachlässigte hybläische Bergland, bis hinter der großen Ebene von Catania der Turm des Ostens, der Ätna, sich als Monarch über das ganze Inselbild stellt. Hier auf den weithin ausgreifenden Lavafeldern und vor allem in dem schmalen Küstenland, das den Gebirgen vorgelagert ist, öffnet Sizilien seine Fruchtschale, ein Riesenbecken voller Opuntien (eßbaren Kakteen), Mandeln, Orangen, Zitronen, Oliven, Mandarinen, Weintrauben und Feigen. Auch die breite Wucht des Johannisbrotbaums zieht seine schattigen Kreise über Berglehnen. Und das alles findet seinen blühenden Superlativ in dem Märchental der Conca d'oro, dem Tal der goldenen Muschel, das sich, hoch nach Monreale ansteigend, mit einem Zauberblick über tropische Blumen- und Fruchtfülle hinter Palermo weit ins Gebirge hinein und hinan zieht.

Bescheidene Flußläufe dringen aus den Gebirgen der Küste zu; die meisten sind im Sommer versiegt und lassen dann ihre wilden Steinbetten, die Fiumaren, in der Sonne gleißen. Die klügsten Bewässerungskünste, von den Arabern der Insel geschenkt, entlocken aber dem Boden alle Zeugungskraft, deren er fähig sein kann. Oft braucht er diese Künste freilich gar nicht, und das entzückte Auge sieht Bahndämme kilometerweit von Rosen eingefaßt, findet wildeste Bergstürze mit mannshohen, rotbrennenden Geranien besät oder phantastischen Wäldern großohriger Elefantenkakteen belagert. Als Cicero auf einer Verwaltungsreise von Sizilien schrieb, hier sei das Wetter nie so schlecht, daß man wenigstens nicht einmal täglich die Sonne lachen sehe, war auch das Innere noch mit Fruchtbarkeitsschätzen überladen; Korkeichen und Lorbeerwälder überbuschten das schattige Land, unabsehbar schwollen die Kornfelder von Berg zu Berg, und im alten Enna, dem „Nabel" der Insel, auf

der heutigen Kahlhöhe lag das gefeierte Heiligtum der Demeter. Ihre Haine, Felder und Blumenauen begeisterten die bukolischen Dichter zu Preisgesängen. „Hundertfältig trugen die Äcker, und die Hunde verloren des Wildes Fährte, da sie der Duft aller Blüten betäubte."

Dieses Land mit seinen unermeßlichen Schätzen war es, das den Völkern Europas, Asiens und Afrikas früh zur Beute fiel. Im Verlauf seiner Geschichte blieb es die größte Merkwürdigkeit, daß sein Geschick selten das Ganze der Insel anging, sondern daß dies Gebiet, das so natürliche Geschlossenheit empfangen hatte, in einzelne Teile zerfiel, von denen jeder sein besonderes Los fand. Erst in den vorgerückteren Kulturzeiten konnte man von einem gemeinsamen Inselgeschick sprechen. Trotzdem sich die Wirkungen und Hinterlassenschaften so vieler Völker im Wandel der Zeiten ausglichen und oft überraschende Übergänge zwischen den dominierenden Nationalitäten gefunden wurden, sind bis heute Norden und Süden, Westen und Osten der Insel in ethnographischer, sittlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung noch reichlich verschieden geartet, jedenfalls verschiedener, als Zeit und Beispiel sonst auf gleich großem Terrain (insgesamt 25738 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl von dreieinhalb Millionen) bisher gelehrt haben. Das schließt aber nicht die sehr scharf gezeichnete Gestalt des National-Sizilianers aus, dessen Charakter, wie schon eingangs erwähnt wurde, die Geschlechter von Jahrtausenden geschmiedet — besser könnte es vielleicht heißen: zusammengeflickt — haben. Er ist ein Assimilationscharakter, zu der Wesenheit der Inselnatur herangezüchtet und ihr in allem gleich geworden.

Dreitausend Jahre machten diese Flickarbeit. Ein sagenhaftes Latophagen-Urvolk, dann ein angeblich iberischer Stamm, von dem noch Feuersteinwerkzeuge schwache Kunde bringen, bleiben bedeutungslos für alle Wissenschaft. Erst durch Thukydides, Strabo und Diodor, die Schlüsselherren, werden uns die Schatzkammern der Vergangenheiten aufgeschlossen. Ein erstes, bezeugtes Volk kam im dritten Jahrtausend mit den Sikanern, angeblich Italikern, bewohnte erst den Osten, dann die westliche

Küste der Insel und erhielt später Genossen in trojanischen Kolonisten, den Elymern. Zwei wichtige Städte im Westen verdankten diesen ihr Leben: Segesta und Eryx. In der Mitte des zweiten Jahrtausends erschien dann im Osten der latinische Stamm der Sikeler, ein lebhaftes, rasch entschlossenes und mutiges Volk, das der Insel den Namen gab und jedenfalls den Grundcharakter für seine Bewohner festlegte. Dann eilten aus der Heimat und aus ihren Niederlassungen in Nordafrika Phöniker an das meerumspülte Land. Sie gründeten das heutige Palermo (von den Griechen Panormos-Allhafen genannt), um aus dieser Bucht einen Stützpunkt für ihren ausgedehnten Handel mit buntgewirkten Stoffen zu machen, und die gleichen Handelsinteressen ließen sie auch die Erbauer der Städte Soloais (das heutige Solunt beim Kap Zaffarano, mit schwachen Bauresten aus der Römerzeit) und Motye werden. Von diesen zähen Semiten erbte das Volk die Schläue und den Argwohn, vielleicht auch die Gabe des satirischen Witzes, der noch heute beim Sizilianer ein höchst auffälliges Charakteristikum bildet. Dieses Mißtrauen, diese Schlagfertigkeit, namentlich auf Kosten anderer, fiel schon den Römern auf, die selbst keine Tauben waren. Ein Sprichwort hieß: Dem Sizilianer mag es noch so erbärmlich gehen — er wird immer noch einen Witz reißen. Auf den Nord- und Ostsizilianer trifft diese Art von Humor besonders zu; in ärmeren Gegenden ist das Volk „murrsinnig" geworden, wie der Spaziergänger nach Syrakus, der frischfrohe, mit Dachstornister und Ziegenhainer bewaffnete Seume versichert. (Manchmal war er allerdings über das Volk selbst verdrießlich.)

Die Griechen, die im achten Jahrhundert anrückten, brachten glühende Freiheits- und Vaterlandsliebe als Geschenk für die alten Bewohner mit, und jene heldenmütige Opferbereitschaft, die zu raschen Entschlüssen und Taten begeisterte, manche Jahrhunderte dem Inselvolk verblieb und zwei der gewaltigsten Verschwörungen ermöglichte, von denen noch später einiges zu sagen bleibt. Aber seit dem Emporkommen der Tyrannenherrschaften bei den Griechen erwarben die Sizilianer zu all diesen Vor-

zügen eine schwerwiegende Menge von Fehlern. Unvereinbare Gegensätze wuchsen in den Charakter. Der Despotismus, der das Volk von da ab nicht mehr losließ, die schweren Heimsuchungen durch rasch wechselnde Gewalthaber, die Unterdrückung, die später von der Hohenstaufenzeit bis hoch in unsere Tage hinein mit allen erdenklichen Mitteln geübt wurde, um aus Herren Sklaven zu machen — diese Eisenzwangsmittel nahmen dem ursprünglich naiven Volk viel Selbstheit. Von den ionischen Griechen lernte es seine moralische und sittliche Unbekümmertheit, die politische Hadersucht und vielbekannte Krawallwut; die Rachsucht, Hinterlist, Grausamkeit (besonders auch den Tieren gegenüber) verdankte es den Römern, den unausrottbaren Aberglauben, die zeitweise dumpfe Ergebung und die Eifersucht den Arabern, eine namentlich in den unteren Kreisen bei Mann und Weib, Groß und Klein herumspukende Großmannssteuerei, die oft die lächerlichsten Formen gewinnt, den Spaniern. Man kennt für sie sogar einen eigenen terminus: „spagnuolismo." Die Großmannssucht macht aus jedem Eselreiter einen veritablen Granden, der sich über die Politik erdreustet, aber die Zeitung dabei verkehrt in der Hand hält; die Großmannssucht hängt dem zerlumptesten Mädel ein paar große Goldohrringe unter das schwarze Wuschelhaar. Wer einen Kragen hat, heißt „Don" oder „Excellenza". Der Eitelkeitsmarkt verlangt selbst in den ärmsten Gegenden seine Frisierstuben, und die Läden der Juweliere sind ebenso häufig wie die der Bäcker.

Zu den stärksten aller dieser Eigenschaften zählt der von den Sarazenen zurückgebliebene Fatalismus, der alle krummen Dinge ruhig krumm weiter laufen läßt*) und die Rachsucht, die Urheberin der vielbeschrieenen Maffia, des Geheimbundes gegen die Begüterten, dessen Schandtaten, heimliche und offene, die machtlose Regierung schweigend mit ansieht. Nur manchmal findet sie Mut, gegen die Diebe und Erpresser dieser bis Neapel hinauf verzweigten Rotte vorzugehen: so wurden vor wenigen Jahren in dem reichlich verdächtigen Girgenti zwei-

*) Ein bekanntes sizilianisches Sprichwort heißt: „Non c'è chi fari" (Es ist nicht zu ändern).

hundert Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, auf einmal aufgehoben und abgeführt. Jeder Reisende weiß übrigens, wie ihn besonders in dieser Gegend die vor den größten Frechheiten nicht zurückschreckende Zudringlichkeit der Bewohner peinigen kann.

Von der Grausamkeit der Sizilianer erzählt Alexander Rumpelt zwei charakteristische Fälle: Einem Priester bot ein Bauernjunge eine lebende wilde Taube zum Kauf an, die er glücklich gefangen hatte. „Es war ein prächtiges Tierchen. Er wollte einen Franken. Der Priester nahm sie in die Hand, befühlte sie und — knickte ihr einen Flügel. Nun war die Taube kaum mehr die Hälfte wert, und der arme Junge mußte sie dem frommen Herrn überlassen, froh, noch so viel erhalten zu haben. — Ein grausiger Vorfall ereignete sich bei einem Volksaufstand in Boccadifalco im Jahre 1866: Mehrere Gensdarmen wurden von der Menge ermordet, in Stücke geschnitten und diese dann in den Fleischbänken neben Schweinen und Rindern zum Verkaufe ausgehängt!"

Nur die rücksichtsloseste Unterdrückung konnte freilich solche Bestialitäten zeugen, und auch die brigantenhaften Verschwörungen von heute sind nur die Folgen der üblen Kastenwirtschaft, die den Gutsbesitzer zum absoluten Herrn seiner Leute macht. In sizilianischen Volksdramen prügelt der Padrone nach Herzenslust. Im Volke ist übrigens der Konservatismus selbst stark ausgeprägt: feudalistisch ist auch der Familiensinn, der die Mitglieder mit großer Festigkeit zusammenhält, und sehr eigentümlich muten die „Gevatterschaften" (comparatico) an: Bündnisse zwischen befreundeten Familien, Beistand auf Leben und Tod verheißend, unantastbare Übereinkommen, die etwas von den ersten gesellschaftlichen Zusammenschließungen der Urvölker bewahrt haben. Auch die Ehe wird sehr respektiert, wobei allerdings noch viel von islamitischen Einflüssen zu spüren ist, da die Frauen strenge Treuehüterinnen sein müssen, während der Mann sich ohne Gewissensskrupel mehr oder minder häufige Abwege gestattet.

Sonst äußert die widerspruchsvolle Natur des Sizilianers gegen wenig Dinge Respekt oder er schwankt,

wie in der Religion, zwischen blindwütigem Aberglauben und rücksichtsloser Verspottung der Pfaffen hin und her. In jedem Bilde, in dem er dem Fremdling erscheint, ist er das Produkt von Vergangenheiten, wie sie kein anderes Land Europas erfahren hat. Über die ärgsten Zwiespältigkeiten seines Innern hebt ihn eine buntschillernde Phantasiewelt, die in seinen heiteren und melancholischen Liedern ihre bannende Macht auftut, und der leichte Mut des Augenblicks ist seine beste Waffe. Sein ist die Erde, solange auch nur ein kleines Etwas in ihm Befriedigung findet. Er gehört mit seinem ganzen Werdegange auf diese Insel, deren blütenvolles Leben über verderblichen Abgründen hinbraust. Alte Götter wandeln ihm auch die Seufzer in Gesänge.



Zeus von Syrakus



Theater von Segesta

GRIECHENWANDERUNG

Durch die Tore der griechischen Welt rollen die ersten Geheimnisse der Insel vor uns auf. Das von uns am meisten geliebte Volk begrüßt uns auch hier mit seinen steinernen Testamenten. An den bedeutungsvollen Vermächtnissen der hellenischen Vorzeit bauen wir auch hier unsere Seelenbilder auf, saugen aus ihrer Größe das erste, wirkliche Stück Leben, das uns die Ferne der Sonneninsel nur darbieten kann. Sie ist den Deutschen ein Jugendland. Denn auch diese Insel wurde ein Mutterboden für das eine Kunstideal, das vom Griechentum über Rom und Renaissance in die deutsche Klassik mündete. Wir betreten die Gedankenstufen, die zu der Aussicht übers ganze Land und die drei klassischen Meere führen; es sind Emporen, von denen Zeiten und Völker dem unsicher schweifenden Auge näher gerückt werden. Dort sind tief die Spuren Goethes eingegraben, der der Wiederentdecker auch für dieses „unsäglich schöne Land“ *) werden sollte.

*) Brief an Frau von Stein, Palermo 18. April 1787.

Um die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. dominierten in Korinth die zweihundert Familien der Bakchiaden, Adelsgeschlechter angeblich aus Bakchis Stamm, die sich nach dem Sturz der Könige auf eine seltsame Regierungsform einigten: jährlich sollte einer von ihnen die oberste Macht verwalten. Diese Oligarchie führte natürlich bald zu den hitzigsten Streitigkeiten; zahlreiche der jüngeren Bakchiaden verließen die Heimat, um auf den Meeren ihr Glück zu suchen. Auf Kerkyra (Korfu) „dem Knotenpunkt aller Seefahrten im ionischen Meer" lernten sie die neuen Handelswege kennen, auf denen schon die Euböer und namentlich die Seefahrer ihrer wichtigsten Stadt: Chalkis Verbindungen nach Italien und Sizilien hergestellt hatten. Diese vereinigten Kolonisationsscharen werden für den Osten der Insel die Lebenswecker. Es ist etwa dreißig Jahre vor der Gründung Roms. Um die Zeit, da im alten Hellas das Königtum durch die Herrschaft des Adels ersetzt wird, da der Handel alle griechischen Schiffe zu Meere treibt und der Geist des Staates sich auf königlichen Schwingen mächtig in die Weite zu dehnen strebt. Im Süden der Prachtlandschaft, die uns heut bei Taormina grüßt, am Akesinerfluß, legen die Chalkiden, die Wanderlustigen, die erste griechische Siedlung auf Sizilien an: Naxos. Der Name verrät, daß auch Auswanderer von den sonnigen Zykladen mit am Werke waren. Im Jahre 759 empfängt an diesem Strand zum erstenmal auf neugequadertem Altar Apoll sein Opfer!

Die Kolonisatoren erkennen rasch den Wert der Niederlassung. Heimatgefühl bannt die Glücklichen noch mehr fest, denn die Natur ringsum atmet ganz die Seele des verlassenen Hellas. Den eingesessenen Sikelern sieht man die Verwandtschaft mit den Süditalikern ab: so gibt man beiden dieselben Namen*). Rasch gedeiht die junge Pflanzung, lockt zu Abzweigungen. Ein Jahr später behauen schon die Korinther Bakchiaden den ersten Stein von Syrakus, wenig später befestigen die Chalkiden die beste Hafenstelle der Ostküste: die Sichelstadt, bald Mes-

*) Woraus sich die spätere Bezeichnung: „Königreich beider Sizilien" erklären läßt.

sana genannt. Das geschieht, als die Wirren des ersten messenischen Kriegs das östliche Hellas erschüttern. Es kommen zahllose Flüchtlinge aus dem brennenden Messenien herüber, Nestors friedlicher Heimat, wo die Hirtenflöte nicht mehr klang. Hier an der glänzenden Bucht stoßen sie zu den ersten Ansiedlern und geben der Stadt den neuen Namen.

Unter den gewandten Ioniern, lauter Männern beweglichen Geistes, voll poetischen Sinns, ansteckender Sinnenfreudigkeit, stets optimistisch, wenn es auf die Gunst der Götter zu bauen gilt, wächst Messana zu Land und See pausbäckig auf. Es hat zwei Menschenalter später im Norden der Insel selbst eine Tochter. Das schöne Himera, das ebenso wie nachher im Süden Selinunt, gegen die „Gaudiebe", die Phöniker, in energischer Abwehrhaltung bleibt. Die semitische Nordwestecke hält sich übrigens auch die nächsten Jahrhunderte in ihrer zähen Position; sie kriecht unter die Flügel Karthagos. Den vorstoßenden Hellenen brüllt sie immer wieder ein höhnisches Barbarenlachen entgegen. Der Schutz der afrikanischen Mutter sichert ihr die Herrschaft auf dem Tyrrhenermeer; in dieser Ecke von Motye bis Panormos sitzt sie hinter aberwitzig versteiften Türmen und Burgen vergraben, opfert dem scheußlichen Melkart und wirkt ihr buntes Tuch dabei.

Bis etwa 580 hinab scheinen die Städtegründungen durch die kriegerischen dorischen Stämme und durch die Ionier an den Inselküsten beendet. Die Dorier behalten aber ihr Übergewicht. Die Inselsiedlung Syrakus, Megara Hyblaea (heute ein Elend am Busen von Agosta), Gela (später von dem Hohenstaufen Friedrich als Terranova wieder aufgeweckt) die „Eppichstadt" Selinunt und endlich das heroische Bild von Akragas entsprießen den Küsten auf den Ruf der Dorier. Damit ist auch die Scheu vor der unwirtlichen Südseite überwunden. Die Ionier gründen noch Leontinoi und Katana. Die Weltkolonisation der Griechen, erst aus halber Heimatmüdigkeit hervorgegangen, dann von den meisterlichen Beherrschern aller treibenden Kräfte als erstes Bedürfnis zur Ausbreitung der Macht und des Handels empfunden, hat einen neuen



Grabmal des Tyrannen Theron Girgenti (Akragas)

Triumph erlebt. Nun zieht sich ein gewaltiger Gürtel hellenischen Menschentums um die ganze Insel herum und weit hinauf an der süditalischen Ost- und Westküste. „Graecia Magna“, der kräftigste Kolonialstaat der Griechen, ist vollendet, ein großer Einheitsgedanke scheint seine Siegesposaunen hinzuschmettern.

Burgen, Tempel, Befestigungsanlagen überziehen nun den griechischen Teil der Insel. Die einheimischen Sikeler werden von den Kolonisten tributspflichtig gemacht; mühelos erreichen die Kulturbringer die Hauptbeuge von den Insulanern. Die Bildung ist Bezwingerin. Die Sikeler bebauen den Ansiedlern die Äcker! Sie figurieren als Halbfreie. In den Städten bildet sich bald ein Mischvolk heraus, denn die Prinzipienenge des Mutterlandes, die strenge an der „Individualität“ jedes ihrer Gemeinwesen hängt, scheint vorläufig nicht nach der Besiedler Geschmack. Sie empfinden hier den Segen einer Beweglichkeit, die nicht überall von Traditionen beengt ist. Viel Volks sammelt sich; dorische, ionische, achäische Kolonien sind aber nicht als feste Stammeseinheiten aufzufassen, geben vielmehr nur den Charakter ihrer führenden Patrone an. Die seit den heroischen Generationen gewohnte Volksgliederung stellt sich freilich auch hier mit Selbstverständlichkeit ein; die Dreiteilung der Stände behauptet sich: die Geomoren, die Kleinbauern; die Demiurgen, die Handwerker; die Eupatriden, der Adel. Das Verhältnis dieser drei zueinander und ihre Anteile an den ökonomischen Ergebnissen bestimmen naturgemäß auch auf sizilianischem Boden die Herrschaft der Aristokraten oder des Volks. Wie im alten Lande bricht zuletzt aus dem Kampf der Parteien und Stände auch der jungen Griechen Schicksal herein.

Unter den neuen Befestigungen entfalten sich besonders Selinunt, die westlichste Griechenkolonie, deren versumpftes Tal Empedokles an der Spitze der ausgezeichnetsten Wasserbautechniker, der Megarer, trocken legen läßt, um einen ungeheuren Bezirk von Heiligtümern hier anzulegen. Entfalten sich das hochgebaute Akragas, das die Dichter bald das „Auge Siziliens“ oder „die schönste Stadt der Sterblichen“ nennen, und die Prätendentin der

höchsten Städtemacht im Inselreich: Syrakus. Der zahlreiche Adel, den Hellas mitgesandt hat, gewinnt dank seiner raschen Vorwärtsbewegung überall den Grundbesitz und damit die Herrschaft. Die Keime der zukünftigen Tyrannis, die Akragas und Syrakus vor allen Schwestersiedlungen treffen sollten, sind unter den zahllosen Importartikeln mit verborgen, die die Auswanderer mit herüberschleppten.

Die Enkel überstreuen das Land weit mit den Erwerbungen der großen Geschlechter. Sie empfinden mit Stolz, daß sie mit ihren Kolonisationszügen das übervölkerte Mutterland entlastet haben und der Mission dienen müssen, gleichzeitig den Barbaren die Morgenröte der Gesittung zu zeigen. Soweit sie die Abenteurerlust auch in die Ferne treibt — sie sehen überall die alte Heimat wieder. Man verehrt auf dem neuen Boden den Zeus Homarios als den Beschützer einer gemeinsamen Staatenordnung, wie man ihn „drüben" verehrte; der heilige Rauch des Altars weht den Olympiern hier wie dort. Die Priester und Wahrsager sind mit den alten Göttern herübergezogen, die Schatten der Helden schreiten die Zinnen der neuerrichteten Burgen entlang, Wolken, Blumen, Genien — alles hat griechisch Gebild und Gewandung. Die neuen Ansiedlungen werden nach dem Vorbild derer, die man verlassen, aufgebaut. Besonders die Ionier, die fröhlichen Wandervögel, verstehen sich auf das Einrichten und Wohnlichmachen. Was der Kunstsinn in Architektur und Plastik geschaffen, bringen Korinth und Athen, was der Gewerbefleiß erfunden, Rhodus und Kreta herüber; durch die Handelskünste der Leute von Chalkis nimmt man's mit den Phönikern auf. Aber den Siegeszug über die Küstengestade Siziliens hält man am mühelosesten mit dem edlen Gut gemilderter Sitten. Das Leben des Einzelnen zeigt sich auch hier nicht von rein sozialen Gegensätzen bedroht; der Arme ist nicht verachtet, der Sklave noch Mensch. Der Segen einer geordneten Gerichtsbarkeit, eines wohlfunktionierenden Verwaltungskörpers in Krieg und Frieden, das freie Recht der Volksversammlung bestrickt auch diese jungeroberte Welt. Die Schönheit der physischen Lebensführung, die

edle Einfachheit des Privathauses, und vor allem die idealistische Bemühung, dem täglichen Dasein durch Kunstübungen allerart, durch die öffentliche Pflege der Rhetorik, der Philosophie und der Dichtkunst Sinn und Bedeutung zu geben, all dieser Gewinnst von Jahrhunderten blitzt über die unerfahrene Insel wie ein Geschmeide von unbekannten Edelsteinen, mit unbekanntem Glanz. Der Adel bringt seine besten Errungenschaften mit herüber: die „Agones"-Idee, den edlen Wettstreit, das Grundmotiv aller griechischen Kultur, nicht weniger das Beispiel seiner feinen Bildung und sein Ideal vom „guten und schönen Manne", das er zuerst verfochten hatte. Die Mäßigkeit, selbst beim Symposion*), und das Bewußtsein seiner Humanität, die den Urbewohnern der Insel ohne Vorstellung blieb, geben dem Kolonisten Mut und Ausdauer; in schöner Verheißung winken ihm hinter den Mühen die alten Reigentänze und der Götterfeste dionysischer Zauber. Wie sollte ihm in der neuen Heimat nicht wohl sein, wie sollte er nicht den Entbehrenden, die vor ihm hier hausten, von seinem Überflusse abgeben! Er erzieht nach uralter Väter Sitte auch hier durch sein Beispiel.

Den Kolonisatoren aber gibt dieses frisch bewegte Leben auch Gelegenheit zur Verwertung vieler neuerweckter Talente. Sie sind aus den allmählich zu eng gewordenen Verhältnissen der Mutterstädte herausgekommen, können sich im Reiz der neuen Umgebung als ganz Freie tummeln, suchen sich die vorteilhaftesten Plätze, die noch keinen Partikularismus kennen. Unter so günstigen Bedingungen einer jugendlichen Entwicklung sieht man den Reichtum gedeihen, die Landwirtschaft findet üppige Materialien vor, von den Häfen laufen bald Öl-, Korn- und Weintransporte in die Weite. Die Korinther bringen das Geheimnis der Töpferscheibe und ihre Schiffsbaukunst nach Syrakus, der Talente Wettboden. Welch eine Fülle! In der ersten Zeit dieses friedlichen Emporkletterns scheint der Glanz der jungen Kolonien die altberühmten, aber verhaderten Städtewesen von Alt-Hellas zu überstrahlen.

Die weniger lobenswerten heimatlichen Tendenzen,

*) In Lokri, der unteritalienischen Griechenkolonie, stand auf den Genuß ungemischten Weins bei Festmählern die Todesstrafe.

erst ohne lebhaften Ausdruck im neuen Lande, hört man aber nur zu bald flüstern und raunen. Die Eifersucht, die Zerreißerin der Kleinstaaten im Mutterland, heimt sich auch auf dem Tochterboden ein. Ein hellenisches Stück Eingeborensein läßt nicht locker: jede griechische Stadt muß eine in sich selbst begründete Einzelsiedlung sein, sie muß eine Hegemonie über irgendein anderes haben, sie darf nichts außer ihren Kräften achten. Wie schwer hatte man immer wieder gegen dieses Fatum angekämpft: die Nationalfeste von Olympia und die Tempelvereine, die Amphiktyonien, galten ja nur dem Gedanken einer nationalen Einheit! Aber Sizilien zeigt das Vergebliche dieser panhellenischen Bestrebungen von neuem. Die gemeinsame Kolonisationsidee der Auswanderer zerflattert vor dem Neid, der die gegenseitige Entwicklung abmißt. Der Zwist der Städte bricht auch hier los, von den Feindseligkeiten der Stände in ihrem Innern geschützt. Vergebens winken bald die Konkordientempel von den Bergen. Die Eintracht hatte dem Griechen nur Sinn auf die Entfernung eines Steinwurfs.

Es kommt als hinderlich für den Zusammenschluß von Kultur und Geschichte auch die natürliche Beschaffenheit der Insel in Betracht. Das Innere, unwirtlich, der Besiedlung feindlich, trennt die Küstenstädte. Jede erhält jetzt ihre eigene Geschichte.

Um das Jahr 500 v. Chr., während im mütterlichen Hellas der Sieg der Demokratie beginnt, um die Wunderblüte der perikleïschen Jahre vorzubereiten, stellen sich in den sizilianischen Seestädten die Parteikämpfe ein. Das Volk ist mit dem wachsenden Handel üppiger geworden, der Luxus wächst, das Geld verdrängt die Ideale und die alten Gegensätze zwischen dem Proletariat und dem Adel brechen mit Gewalt hervor. Auf solchem Boden wachsen die „Befreier der Unterdrückten“; plötzlich stehen die Emporkömmlinge mit der Tyrannis da. Sizilien wird das Musterland der Tyrannenherrschaften. Gela, Akragas, Syrakus sind ihre Geburtsstätten. Typisch für die Aufrichtung der Tyrannis ist besonders Akragas mit seinem berüchtigten Phalaris. Als erster Bauherr der Stadt sammelt er seine Arbeiter um sich, über-

rumpelt mit ihnen die Bürger und erklärt sich zum Herrn der Stadt. Mit Hilfe der blinden Masse wird die Autokratie geboren! Seine Grausamkeit, die nach Karthagos Vorbild den ehernen Stier errichtet, um in dessen Feuerbauch die Feinde zu rösten, verbindet sich mit außerordentlichen Herrschertalenten, und die junge Kolonie wird unter ihm eine Macht.

Die Zeit der ersten Autokraten, achtzehn Jahre, gibt auch Anstöße großen Stils. Aus der Ständezerrissenheit wächst der alte Einheitsgedanke von einem griechischen Weltreich herauf. Verderblich war nur, daß er einem cäsarischen Egoismus entsprang, deshalb konnte er nicht Boden gewinnen und mußte sich vor den üblen Nachfolgern der befähigten Tyrannen schändlich verkriechen. In Gela wird zuerst Telines Tyrann, ein Bürger, der mit seinem beredten Maulwerk den Haß der Stände dämpft, ihm folgt der abgefeimte Hippokrates, der sich Naxos und Zankle in die Tasche steckt. Dann bringt sein Ratgeber, Gelon, das arg zerrissene Syrakus in seine Gewalt. Er „macht" eine reiche Bürgerstadt, eine Großstadt aus Syrakus. Er zieht dabei aus den Lehren der Tyrannis im Mutterlande vortrefflichen Nutzen. Er züchtet nicht einseitig Landbauern, wie weiland Peisistratos, der alle „Untertanen" zu Feldarbeitern machen wollte, um ihre Entwicklung zum Großstädter zu verhüten, der deshalb verkleidet herumging und überall die Ackerbauern wegen ihrer Tüchtigkeit belobte. Gelon will vielmehr die Ausbildung eines gesonderten Standes vermeiden, um keine Demokraten aufzupäppeln — sein Ideal ist der Universal-Großstädter, der Repräsentation zu würdigen weiß. Deshalb öffnet er allen Ständen gleichzeitig die Wohlstandsquellen, und die „ausgesprochenen" Proletarier werden kurzerhand als Sklaven verkauft. So ruht sein Hauptgeschick in der Ausgleichung von Gegensätzen; während er durchaus Selbstherrscher ist, gibt er nichtssagende Garantiescheine der Unabhängigkeit aus. Die Bewohner, die zugleich Landwirte und Soldaten, Schiffbauer und Handeltreibende sind, sonnen sich in ihrem schön auf dem Papier stehenden „Recht der höchsten Gewalt". Sie vergöttern den Tyrannen.

Aber ihm winkt noch glänzenderer Ruhm. Er ist berufen, für ganz Griechenland ein Gewaltiges zu tun. Als während des zweiten Perserkriegs die durch das Emporkommen Siziliens in ihren Handelsinteressen schwer gekränkten Karthager gegen die Insel ziehen und unter Hamilkar 300 000 Mann bei Himera landen, überrumpelt Gelon mit seinem Tyrannen-Schwager von Akragas, Theron, die gesamte Macht und darf sie vernichten. Es ist gleichzeitig die Rettung Großgriechenlands. Der Eindruck des Erfolges ist so stark, daß in der Überlieferung der Tag von Himera mit dem glorreichen Triumph von Salamis zusammenfällt.

Solche Fügungen lassen die Tyrannis gewaltig erstarken, mit ihr das Doriertum auf der Insel. Hieron, Gelons Nachfolger, hält mit einem einzigen Wort das aufsässige Rhegion in Zaum, wo sich inzwischen der unersättliche Anaxylas des wenig befestigten Messena bemächtigt hat. Er erhöht noch den Glanz der Autokratie und führt sie zur höchsten Macht, aber er ist es auch, den instinktive Erfahrung die fatale Unsicherheit der Gewaltherrschaften lehrt. So hat ihm das sizilische Hellas eine Erfindung zu verdanken, die moralisches Gift in das freie, noch sittlich feste Bürgertum trägt und ihm die erste, schwere Erschütterung gibt: Hierons Mißtrauen gebiert ein weitverzweigtes Spionagesystem. Es weicht von da ab nicht mehr aus der Tyrannis. Den Warner Pindar hört er nicht.

Hieron der Geschäftige übt sich vor allem in Städtegründungen, so kriegerisch er ist. Das zerstörte Catana überbaut er mit einer neuen Stadt: „Ätna“ (wofür ihm Pindar ein Loblied singt) mit deren „Bürger“Titel sich sein Stolz umgürtet.

Die künstlerischen und literarischen Neigungen, die schon im alten Hellas grade von den Tyrannen mit Eifer gepflegt wurden, nimmt auch der syrakusanische Alleinherrscher begeistert auf. Es kommt zu einem lebhaften Austausch von Dichtern und Gelehrten in den Tyrannen-Burgen. Der gefeierte Stesichoros, der Erfinder der rhapsodischen Epen, der „Götterfreund“ Ibykos, der ländliche Theokrit, der Komödiendichter Phormis, er-

scheinen an den „Höfen“ der Autokraten — selbst als Eingeborene geschätzt. Im neugebauten Theater zu Syrakus finden Dichterwettkämpfe statt. In wenigen Jahrzehnten, wie von dem politischen Glücksstern hervorgezaubert, treten auch die Männer jungsizilianischer Philosophie und Wissenschaft auf den Plan. Hieron ist bald der ξένος eines ausgebreiteten Zirkels erlesenster Geister. Dieser geistige Staat neben dem politischen lockt nun die Berühmtheiten „von drüben“ nicht wenig an, und den seltenen Glanz dieses Eilandes, das so raschen Ruhm erworben hatte, mit eigenen Augen zu sehen, eilen die großen Griechensänger des Mutterlandes herbei: Äschylos, Simonides, Bakchylides, die lesbische Sappho und der Lobsinger der „violenlockigen Muse“, Pindar. Den Hymnendichter besonders zwingt es hier zu bewundern, wie die alten großen attischen Ideale auf Sizilien ein neues strahlendes Leben gewonnen haben. Seine Harfe singt:

„Möge das herrliche fruchtschwere Land immerdar leuchten
Voll Glanz und Prangen mit blühenden Städten!
Von streitbarem Volke bewohnt, das den erzklirrenden Krieg liebt
Und sich mit olympischem Ölzweig bekränzt.“

In der Baukunst sucht man es in dieser Zeit den großen Vorbildern gleich zu tun oder sie zu übertreffen. Syrakus, das längst über die Insel Ortygia hinausgewachsen ist, erhält stolze Befestigungen, Wasserleitungen und Tempelbauten. Die dorischen Götterhallen von Himera, Selinus und das Riesenhaus des Zeus von Akragas predigen neben der Herrlichkeit der alten Götter auch die des neuen Geschlechts. Die Plastik und die Kunst der Münzenprägung werden immer größerer Vollendung entgegengeführt. Die Erzkünstler von Naxos und Syrakus schaffen tausend kleine Wunderwerke. Zahllose geschickte Hände formen Zierlichkeiten; Vasen, Statuetten, Weihgeschenke aus gebrannter Erde (Terrakotten) — die Lieblingsübung von Korinth. Die kluge Kunst der Tyrannen, ihre Stadtwesen durch treffliche wirtschaftliche Maßnahmen auch äußerlich auf sauberer Höhe zu halten, tut das ihre zum

Erfolg und zur Ausbreitung eines Ruhms, den die Insel bis dahin nicht genossen. Der Wechselverkehr mit dem Mutterlande nimmt zu, Hieron eilt zu den großen Spielen, seinen Glanz an Ort und Stelle zu zeigen — aber schon damit wird eine eifersüchtige Spannung zwischen Hellas und Sizilien, zwischen Mutter und Tochter vorbereitet.

Und die Herrlichkeit der achtzehn Jahre geht abstürzend zu Ende. Die nachfolgenden Stadt- und Staatshäupter, von eigenen Gnaden, untergraben das Erbe durch die Wüstheit ihres Despotentums. Als Kennzeichen sinkender Sitten steht die Frau jetzt schon unter der alten Wertung. Es wimmelt von Hetären, denen nicht der seltsam heilige Schein verbleiben will. Republikaner sammeln sich in Legionen, ihnen fallen die Tyrannen zum Opfer. Gela, Akragas, Syrakus erwachen eines Morgens wieder als Republiken.

Da der Einheitsgedanke verflogen, die Tyrannis gestürzt ist, zerstören jetzt die demokratischen Parteizwistigkeiten das Errungene. Da erscheint auf der Reede von Naxos (heute ein ungeheures Stück Einsamkeit) die athenische Flotte, um gegen Syrakus zu ziehen! Griechenlands alter Bruderfluch kann nicht ruhen . . . Die Expedition wird zwar abgeschlagen, aber nun bricht die Katastrophe mit Macht herein. Sie heißt Karthago. Himilko und Hannibal schleifen ohne Anstrengung die Blüte Siziliens zu Boden, in Osten, Süden, Norden. Selinus stürzt über seinen kolossalen Tempelbauten zusammen, Gela sinkt hin, die stolze Akragas, Messana werden Steinhaufen. Der Mord der Städte geschieht in dreizehn Jahren.

Aus diesen Ängsten wächst das Glück des ersten Dionys. Eine neue, die ausgeprägteste Tyrannis erlebt Syrakus durch ihn, den Merkwürdigen, der wie aus der Vergangenheit Babylons oder Ninivehs mit einer wilden Energie heraufsteigt, den Pharaonen an Unternehmungsgeist gleich. Eine Ramsesstirn, eine Hand, die alle Unmöglichkeiten zerreibt. Er baut Riesenwerke um die Stadt, die ihre höchste Blüte mit fünfhunderttausend Menschen unter ihm erlebt. Er umschließt das Volk mit einer drei Meilen langen Kyklopenmauer. Sein Name ist der

einzige der Antike, den Siziliens Volk seit zweitausend Jahren bewahrt hat.

Er ist Schicksal für die ganze Insel, für ihre sich wieder erholende Kultur, für Griechenland selbst. An die Stelle des schönen Naxos, das es zerstört, tritt jetzt das hochliegende Tauromenium. Unter den schlotterichten Nachfolgern folgt die völlige Ermattung. Nur Hieron der Zweite, der sich zum König von Syrakus macht, leitet noch einmal im dritten Jahrhundert den Segen der Künste und Wissenschaften über die Insel. Vor den Karthagern und den eigenen Tyrannen rettet die niedergehende griechische Kultur auf der Insel dann der edle Timoleon, der Korinther, und später der epirotische Pyrrhus. Das Schicksal Siziliens ruht nur noch auf Syrakus' geschwächten Schultern. Durch die Schuld des zweiten Hieron betritt in Messana des ersten Römers Fuß die Insel. Vor der Belagerung des Tyrannen flüchtet sich die Stadt zu den Römern. Noch brennt der Streit um die Herrschaft über die goldene Insel ein paar Jahrzehnte zwischen Syrakus, Hannibal und Rom, dann fällt auch die dionysische Feste. Im zweiten Punischen Kriege wird die ganze Insel römische Provinz. Der blühende Griechentraum, ein halbes Jahrtausend hier geträumt, wird von der alten Nacht verschlungen. . . .



Syrakus



Tempel der Juno Lacinia Girgenti

HELLENISCHE KUNST AUF SIZILIEN

Über dem Schutt der Zeiten sieht der Wanderer heute noch den Griechengedanken auf lebendigen Schwingen in den sizilianischen Himmel steigen. Die Kraft seiner Unsterblichkeit redet noch aus greifbaren Hinterlassenschaften des Volkes, dessen Sendung es war, einmal alle Quellen menschlicher Schönheitssehnsucht in einen mächtigen Strom der Erfüllung zu leiten. Der politisch vergeblich erstrebte Einheitsgedanke durfte sich wenigstens künstlerisch voll aussprechen. Die Dokumente dieser Kunst breiten sich in einer idealen Übereinstimmung wie auf dem Boden des alten Heimatlandes, so auch auf den verlassenen Fluren Klein-Asiens und in den italienischen Kolonialgebieten aus. Auf Sizilien träumen in Einsamkeit, aber unvergessen, die Erinnerungen an die Kraft der Dorier. Eine reine Schönheit singt noch über den Trümmerstätten von den Tagen, da ihr Pindar Hymnen weihte. Wie eine süße Trauer flieht es über die Schweignis der alten Tempelwelt und zieht alles Empfinden von hier mit hinüber an die frühen Urstätten dieses Volks. Vom Ufer Joniens her sucht die Klage des Dichters hier das Echo:

Attika, die Riesin, ist gefallen,
Wo die alten Göttersöhne ruhn.
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun.
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder —
Ach, er findet seine Brüder nie
In den Tälern des Ilyssus wieder.
Ewig deckt die bange Wüste sie.

Noch manche Giganten ragen in die Bläue wie vor zweieinhalb Jahrtausenden, andere liegen zerschmettert. Alle aber zeugen unter den vielen Kulturen Siziliens von der blühendsten. Und es helfen ihnen gerettete Beutestücke aus den Schatzkammern der alten Plastik.

Viele aber fliehen des Spätlings Anteil. Von Naxos, der ersten Niederlassung am Fuße des Ätna, ist die letzte Spur der apollinischen Opferstätte verweht. In Messana, der Schicksalsreichen, einer der nächsten Niederlassungen, haben die Stürme der Zeit und Naturgewalten nur kärgliche antike Überbleibsel hinterlassen. Wo der Hafen von Messina seine größte Rundung annahm, errichteten die Jonier wahrscheinlich schon früh einen Poseidontempel, eine Säulenhalle, die hier an der Stirnseite der Insel, wie sie Plinius nennt, jedenfalls von tiefstem symbolischen Eindruck war. Vier antike Säulen dieses Tempels blieben in den Kirchen zurück, die später über ihm errichtet wurden: eine Moschee und dann eine Normannenkirche, durch die Spanier aufs Neue verwandelt, die heutige Annunziata dei Catalani. Drei Dutzend Granitsäulen des alten Tempels, in den frühen Normannenbau des Doms von Messina gestellt, durften nach so viel Katastrophen die letzte nicht überleben. Wie die zweite größte Stadt der Insel, Palermo, das die Griechen niemals den Phönikern zu entreißen vermochten, war Messina nicht zur Hüterin griechischer Erinnerungen bestimmt. Zwei andere Kolonien an der Ostküste von zeitiger Bedeutung, Leontinoi und Megara-Hyblaea, teilen das Los der Verlassenen. In Megara erklärt die frühe Verwüstung durch Gelon den Mangel der Überlieferung. Über den kargen Trümmern

der Stadtmauer und der Nekropolis scheint aber noch der melancholische Schatten des Elegieendichters Theognis hinzuzuschweben, den Goethe einen traurigen, ungriechischen Hypochondristen schilt, weil er, von der anstürmden Demokratie aus dem Vaterlande hierher vertrieben, den Verlust seines einst straffen Geldbeutels nicht verschmerzen konnte. — All diese Vergessenheit teilen noch manche Griechenkolonien auf Sizilien, deren Ort nicht einmal die Sage meldet: Emporion, Abolla, Apollonia, Kalakte hat die Erde verschlungen. Über anderen, von den Tyrannen oder den Karthagen zerstörten Hellenensiedlungen ziehen heute Herde und Hirt, oder ein traurig Volkslied klingt über die Stätte.

Die tönende Melodie der Zeiten umbraust das Ohr dessen, der sich der zweitältesten und in ihrem Werdegange gewaltigsten Griechenkolonie auf Sizilien nähert: Syrakus. Die einstige Rivalin Athens, die Halbmillionenstadt, die bei Himera dasselbe tat, was des Mutterlandes Größe bei Salamis erkämpfte, dehnt sich als ein dürftig Landstädtchen auf derselben Insel Ortygia aus, die den Korinthern Raum für die erste Bescheidenheit gab. Ein armes totes Nest ist übrig geblieben von der Hochburg der Tyrannis, der Erstürmerin ganzer Zeiten, in der die Geschichte den Ruf der Vergänglichkeit nicht zu hören schien. Die Geschlechter von Jahrhunderten sind von dem mächtigen Hochplateau entwichen, auf dem sich früher hinter der kleinen Insel Stadtteile und Nebenstädte erhoben, vor deren Umfang selbst Rom klein wurde. Kein Siegeslaut tönt mehr zu den Ufern des Anapo hinunter, der da schüchtern in den trübseligen Kleinstadthafen schleicht, die Terassen, Hallen, Märkte und Rednerbühnen sind verschwunden, auf denen einmal wilde Parteiwut und blutige Bürgerkämpfe tobten — es ist still und stumm geworden in Syrakus. Im lohenden Sonnenuntergang, der die edellinige Berg- und Meerlandschaft überströmt, wird das Herz traurig über diesem Riesenbild der Vernichtung. Ein Odem von Karthagos Wüstenei scheint herüberzuwehen mit fröstelnden Schauern, von Karthago, das einst der Zorn dieser Stadt hinstreckte. Nun sind beide der Tyrannis der Zeit unterlegen . . .

Aber noch ist ein Leben in der stillen Stadt. Es dringt aus den Steinen. Umfangreiche Überreste, wild überwachsene gigantische Trümmer leben hier ein Geisterleben.

Es gilt keine Architekturstudien zu machen, wo sich nur riesenhafte Fragmente von Tempeln, Befestigungen, Theatern finden. Es gehört der leichte Mut des Theokrit, die Weisheit des Archimedes*), die noch in der letzten Blütezeit über die Agora der vollendeten Stadt schritten, zu einer beschaulichen Wanderung durch die Steingefilde, um in ihrem chaotischen Erstarrtsein die letzte Natürlichkeit zu sehen. Denn hier, wo von den Lehnen der Berge ein Fruchtstrom herniederging, wo die verständlichste Lage den Verkehr mit der Welt offen hielt, wo Natur und Mensch das innigste Verhältnis eingehen konnten, schien alles ein unzerstörbares Leben zu fordern.

Aber Syrakus ist ein zerstückeltes Opfer. Die Organismen der Kunst fallen auseinander, über seine Festungsmauern, Felsengräber, Theater sprach der Erdgeist den Spruch. Geschichte ist dunkle Sage geworden.

Der älteste Tempel, ein machtvoller dorischer Bau, ward am Anfang des sechsten Jahrhunderts auf der Insel Ortygia erbaut und dem Apollo geweiht. Ein Peripteros Hexastylos, dessen Länge unglaubwürdig erscheint. Seine ausgegrabenen Teile lassen auf Langseiten von je etwa neunzehn Säulen schließen. Dieser archaische Gigant schlummert noch tief in der Erde. Ein zweites wichtiges Heiligtum der ältesten Stadt würden ihre Bewohner in einer merkwürdigen Verwandlung wiederfinden: den Minervatempel hat der Dom der Stadt, ein geschmackswidriges Barockungetüm, verschlungen! Von den 36 Säulen des alten Doriers sind elf in die nördliche Außenlängsseite eingebaut, wuchtige Kolosse, mit Kapitälen, Architrav und Triglyphen seltsam herausspringend, als wollten sie Befreiung von einem unverstandenen Jahrhundert suchen. Im Langschiff findet man erstaunt acht ihrer Genossen, wie sie sehnsüchtig nach den Tagen hinträumen, da das Volk durch sie in das

*) Archimedes erfand in Syrakus den Brennspiegel und entdeckte die Hebelkraft.

Griechisches Theater Syrakus

Minervaheiligtum wandeln ging. Sie ragen ohne Basis in das dämmrige Kircheninnere und scheinen von ihren ägyptischen Urbildern kaum erlöst. Unweit dieser Heimlichkeit rieselt ein Griechenmärchen: von Papyrusstauden umrahmt, erzählt die Quelle der Nymphe Arethusa vom bösen Alpheios, der sie von Elis bis an diese Stelle verfolgte, wo sie die gütige Diana in eine ewige Labespenderin verwandelte. Ihr gegenüber, westlich des großen Hafens, erhob sich einst in der Niederung ein gewaltiger Zeustempel. Die praktischen Syrakusaner hatten ihn mit einer Befestigung verbunden, die den Feinden der Stadt stets ein Ärgernis war. Tempel und Festung mußten dennoch fallen bis auf bedeutungslose Fragmente.

Die erste Erweiterung der Stadt erstreckte sich auf das steil abfallende Hochplateau. Die Vorstadt Achradina entstand, ein uneinnehmbarer Platz, auf den die Agora verlegt wurde, später folgten Tyche, das seinen Namen von einem Tempel der Glücksgöttin erhielt, die weitgestreckte Neapolis und die höchstgelegenen Epipolä (die Burg). Um diese Stadtteile spann Dionys sein Riesenband, seine gewaltige Quadermauer durch die Fronarbeit von 60000 Menschen. Neben seinen riesigen Wasserleitungsanlagen sieht man noch 17 Kilometer dieser Mauern auf und ab klettern. Vergebens sucht heute der Blick nach manchem der alten Heiligtümer. Der Dionysostempel, unter Hieron erbaut, der Doppeltempel der Demeter und Kora, der Fruchtbringerinnen der Insel, den Hieron der Erinnerung an den Tag von Himera geweiht hatte, der Tempel der Athena, der die Vertreibung der Tyrannen feierte — dies alles ist Schutt und Staub. Auch die später unter Hieron II., dem König, errichteten Denkmäler, Paläste und Tempel verschwanden, nur sein in Neapolis errichteter Riesenaltar, eine mächtig gestufte Felsenplatte, überklimmt der Fuß. Ein Fremdling in seiner Nachbarschaft, dehnt sich das römische Amphitheater, ein wohlerhaltenes Gebreite von beträchtlichen Größenverhältnissen.

Die Macht der Kulturstimme tritt bald in einem ungeheuren Gegensatz hervor. Jahrhunderte wieder zurück-

schreitend, betritt der Wanderer das griechische Theater, wie der große Altar in den natürlichen Fels eingebettet. In diesem größten Rundbau Siziliens hörten die Syrakusaner die Donnerverse der großen Tragiker erbrausen. Unter den Namen der Besucher sieht man den des ersten Hieron eingemeißelt. Wer hier oben in abendlicher Sonnenglut steht, sich im Glanz der südlichen Landschaft badend, und die Gedanken hinüberschickt zu jenem Römerbau, der nach dem Muster der latinischen Weltstadt vom Tumult der Gladiatorenkämpfe, vom Wehgeschrei hingeschlachteter Christen widertönte, sieht auf einmal die unübersteigliche Kluft offen, die den Griechen vom Römer trennte.

Die tote Stadt auf diesem Berglande birgt Gräber auf Gräbern. Aus der vorgriechischen Zeit sieht man in verschiedenen Gruppen die kleinen viereckigen Felsengrabkammern auftauchen. An der Achradinaterrasse und bei Tyche ruhen auch die alten Syrakusaner in Felsengrüften. Eine lange Gräberstraße, den Untermauerungen eines antiken Palastes gleichend, zieht sich über dem Theater hin. Oft wurden kostbare Terrakottasärge in die dunklen Felsenlöcher versenkt.

Vom Schutz der Lebenden redet ein anderes Stück Kultur im alten Syrakus. Die Bemeisterung des Felsens tritt im äußersten Westen des Hochplateaus in den Anlagen der Euryalosfestung dominierend hervor. Mächtige Gräben und Mauern lassen das Bild dieses imposanten Gewirrs von Türmen, Brücken und Kastellen noch in der Vorstellung wach werden.

Von der hohen Ausbildung der wissenschaftlichen Technik jener Zeit berichten gerade in Syrakus die starken Überreste solcher Bauten wie die unterirdischen Gänge der Wasserleitungen und die Euryalos-Befestigungen Erstaunliches. Aber es fehlten neben den praktischen Künsten die subtilsten feinster Übung nicht. Die erobernden Römer, namentlich Marcellus, konnten unermeßliche Schätze der edelsten Skulpturen mitschleppen — von hier aus ging ihnen mit am frühesten die Vorstellung von den absoluten Kunsterfüllungen durch die Hellenen auf. Heute ist das letzte, herrlichste Gut, das an Ort und

Stelle geblieben, eine kopflose Aphroditestatue, nach dem Vorbild des Praxiteles nur von den Oberschenkeln an gewandet. Der unbekannte Künstler hat ihr einen starken sinnlichen Reiz zu verleihen gewußt durch eine eigentümliche Raffung des Gewandes vor dem Schooß. Die kräftig gearbeitete Bildung des Rückens erzwingt einen ähnlichen Eindruck wie die Aphrodite Kallipygos. Und die Göttin atmet dabei das reinste griechische Dasein, in dem Natur und künstlerische Anmut ein Fest feiern. Zu den ebenfalls im Museum untergebrachten Schätzen gehören noch ein Zeuskopf, am Altar Hierons gefunden, von sanft archaischem Typ, prächtige Vasen aus den umliegenden Kolonien und besonders die Münzensammlung mit unzähligen Meisterstückchen der Prägekunst. Eine höhere Technik dieser Kunst ist niemals und nirgends wieder erreicht werden. Von den beiden Bronzewiddern, die den Hafen von Syracus bewachten (Goethes Freunden) ist nur einer geblieben. In der Hut Palermos, der späten Sammlerin.

Die charakteristische Achradinaterrasse zeigt dem Fremdling an ihrem Abhang schließlich noch ihre hervorstechendste Eigenart in den ungeheuren Kesseln der Latomien, Steinbrüchen mit Abstürzen bis zu 40 Metern. Absonderliche Bildungen der Natur in dieser an Absonderlichkeiten reichen Umgebung. Die Tyrannen benutzten sie als lebendige Gräber für die Kriegsgefangenen. Die letzten Hoffnungen stürzten in diesen Kerkern, die heute eine überquellende Vegetation mit Blütenmassen überduftet, zusammen. Heute ein echt sizilianisches Bild, köstlich-beängstigend wie eine Fiebererzählung Edgar Allan Poes. Als die Athener vor Syrakus ihre Welthoffnungen zu Grabe trugen, wurden diese Latomien die Kerker von tausend Jünglingen. Thukydides erzählt die übermenschlichen Qualen der Gefangenen in diesen Höhlen, zwischen Hunger, Durst, Sonnenglut und dem Gestank der Leichen. Manche aber rührten das Herz ihrer Feinde, als sie Chorgesänge aus dem Euripides anstimmten. Die ausgedehntesten dieser überblumten Totengrüfte sind die Latomia dei Cappuccini und del Paradiso, diese mit dem berühmten „Ohr des Dionys“, einer mäch-



Latomia dei Cappuccini Syrakus

tigen Sonderhöhle, die den Gehörgang des Menschenohrs seltsam kopiert und das Echo der leisesten Geräusche weckt. Die Sage läßt den Tyrannen hier die Gespräche der Gefangenen belauschen.

Syrakus zaubert hundert wechselnde Stimmungen heran. Zwei der schönsten bringen eine Sammlung in diesem Chaos. Eine der lieblichen Naturmythen der Hellenen gewinnt Leben bei einer stillen Nachenfahrt auf dem Anapo zur Kyanequelle. Ein stiller Nachmittagstraum,

in dem zarte Geheimnisse zwischen hohen Binsen und ägyptischem Papyrus bunte Gaukelspiele treiben. Dann winkt in der südlichen Sonne in der verwilderten Villa Landolina das Grab Platens. „Satt von seinem Vaterlande“ suchte der Umgetriebene hier die Rast. Es gibt kein Dichtergrab, das dichterischer wäre. Lorbeer, Palme, Oleander, Olive und Myrtengewirr umwehen die Statt, der Hauch dieser Erde hat dem fremden Nordländer die Schwere seiner Seele fortgenommen, und die Nachtigallen, die sein Grab umsingen, singen auch über den stillen Gräbern dieses italischen Griechenlands.

So stumm Syrakus geworden, es ist ihm Sprache genug geblieben.

* *
*

Syrakus war unermüdlich in der Anlage von Tochterkolonien. Die wichtigsten waren Akrai, Camarina, Enna. Akrai, das heutige Palazzolo-Acreide, vierzig Kilometer westlich von Syrakus, lag auf einem Hügel in den Monti Erei. Es läßt noch heute Reste sehen, die auf eine starke Bedeutung des Ortes als Landvorposten gegen die Sikeler schließen lassen. Man sieht ein spätgriechisches Theater, einen Totentempel und eine interessante Badeanlage. Zahlreiche Grabgemächer finden sich in der Umgegend; in einer benachbarten Nekropolis stößt man auf merkwürdige Felsenreliefs, die fast alle die sitzende Kybele darstellen. Die antike Stadt wurde später von den Sarazenen zerstört. Einsam ist heute die Stelle, wo am südöstlichen Ufer einst das oft von den Syrakusaner Tyrannen kolonisierte Kamarina stand. Den alten mächtigen Kastellcharakter der Hellenen behielt aber Enna, das Syrakus auf einem tausend Meter hohen Felsenstock mitten im Herzen der Insel errichtete. Die Stätte des großen Demeterheiligtums — denn zwischen diesen Bergen und Schluchten wogte die stolzeste Fruchtbarkeit — und des Persephoneraubes hat alles verloren bis auf die bestrickende Inselaussicht, die schon Cicero preist. Als Zentrum des Landes war die Stadt den Alten wichtig genug, sie kam aber früh in den Besitz der Karthager. Im zweiten Jahrhundert sollte sie ein Herrliches tun:

noch einmal zeigen, was der alte Griechengeist vermochte. Der Väter Größe stand noch einmal in einem siegenden Solidaritätsgedanken auf, denn es galt die letzte Ehre, die letzte Freiheit. Gegen das römische Joch erhoben sich alle Sklaven der Insel auf einmal; unter Führung des Eunus, der sich in Tauromenium zum König dieser Sklavenhelden machte und vier römische Prätoren besiegte. Die Einmütigkeit des Aufstandes gegen die Unterdrücker hatte etwas Bezwingendes, aber imponierender war der Heroenmut, mit der sich die nach Enna Zurückgewichenen gegen die Belagerer zwei Jahre lang verteidigten. Verrat und Hunger bezwang sie endlich. Zwanzigtausend Sklaven wurden allein ans Kreuz geschlagen. — Auch die Araber konnten ein Jahrtausend später den denkwürdigen Ort nur durch Verrat nehmen, sie erbeuteten Riesenschätze und schickten die schönen Frauen Ennas auf die Märkte des Orients. Sie besetzten den Ort, ihn Casr-Janni nennend (heute Castrogiovanni) und hinterließen bis zur Vertreibung durch die Normannen so starke Spuren ihrer Kultur, daß die Frauen des Ortes noch heute gewisse sarazenische Sitten bewahrt haben. Castrogiovanni gilt übrigens auch in der Gegenwart als der wichtigste Stützpunkt des Inselinnern und ist stark befestigt.

Eine der frühesten chalkidischen Gründungen, Katana, das heutige Catania, war an Schicksalen fast so reich wie ihre Schwesterstadt auf der anderen Frontseite des Ätna, Messana. Der Gesetzeskodex des Charondas, für alle jonischen Gemeinden Siziliens das Haupt- und Handbuch ihres Lebens, entstand hier als erstes positives Gut. Dann folgten Jahrhunderte, Jahrtausende lange Leiden, Verwüstungen, Vertreibungen, Eroberungen, Ätna-Ausbrüche und Erdbeben, in den Zeiten der letzten Griechen, der ersten Römer, der Goten, der Sarazenen und der Normannen fliegen nur Hiobsnachrichten aus den Mauern dieser Stadt. Von antiken Merkwürdigkeiten hat auch sie wie Messena nichts bewahren können, was ein ihr Eigenstes wäre. Ein griechisches Theater versteckt sich scheu in der Erde, als entweiche es neuen Geschicken. Es ist nur denkwürdig durch die Rede, mit der hier Alkibiades

die Kataner für den kläglichen Feldzug Athens gegen Syrakus begeisterte.

Gela, 690 gegründet, die Stammburg der ersten Tyrannen von Syrakus, die Hüterin eines archaischen Schatzhauses in Olympia, sich selbst den Hauptkulten des Apollo und der Demeter zuwendend, und als Sterbeort des aus seiner alten, tiefgeliebten Heimat verbannten Äschylos berühmt, erhob sich in der Mitte der Südküste. Es zeigt karge Reste eines dorischen Tempels, gab viele schöne Vasen aus seiner verschütteten Pracht heraus und schlummert. Immerhin regsamer ist es noch in seiner Tochterstadt Girgenti, dem hochprangenden einstigen Akragas, wo der Wanderer endlich die Herrlichkeit der Vorzeit in dem feierlich schweigenden Tempelbezirk schauen und fühlen darf. Sie, die einmal mit Syrakus auf fast gleichhoher Zinne stand, zeigt in ihrer Landschaft und in der Architektur, die diese vergeistet, mit stolzer Geberde jene Schönheit, die alle Dichter der Antike zu preisen nicht müde werden.

Die Landschaft ist durchaus griechisch. Die starken Farbentöne, die bei ziehenden Wolken über dem hochgeschweiften Gebirgsrund am tiefblauen Afrikanermeer aufrauschen; die gewaltig auf und absteigenden Linien des weitgebreiteten Bildes; die hohe Einsamkeit der Tempelhallen auf der Mauerterrasse am Meer; die ebene Wildnis voll strotzenden Pflanzenlebens, die sich gegen das Bergland zieht und endlich hoch droben auf dem Gipfel ein tiefgelber Häuserhaufen gegen die schwere Bläue des Himmels — das zusammen singt auch heute ein hohes Lied von der Pracht dieser Stadt, wenn sie auch selbst ein schmutziges Gassengewinkel mit einer verdächtigen Einwohnerschaft geworden ist. Leicht begreift sich das Lob, mit dem sie einst überschüttet wurde. Ihre Schicksale waren die hartbewegten der Schwesterorte. Ihre Tragik war, daß sie als eine edelste Pflanzstätte des Hellenengeistes in den Punierkriegen zu den Karthagern halten mußte (die hier den bequemsten Stützpunkt fanden), weil sie nicht den Römern in die Hände fallen wollte. Als es endlich geschah, sank sie zum bedeutungslosen Agrigentum herab, nur die Berber, die die Araber hier ansiedelten,



Concordiatempel Girgenti

und später die christliche Fürsorge der Normannen ließen die Gestürzte nicht ganz untergehen.

Die Seeschlacht von Himera hatte Sizilien denselben großen Aufschwung gegeben wie Salamis den Athenern. Die Beute brachte Reichtum, der moralische Erfolg die höchste Kulturblüte. In Akragas, wo mancher Bürger fünfhundert Sklaven hatte und der Luxus unter dem Sieger-Tyrannen Theron rasch überhandnahm, wuchsen die dorischen Wunderwerke des abgeklärteren Stils an der Mauer der Stadt empor. Die Zeit der ältesten dorischen Einfachheit, jene merkwürdig ergreifende Einfalt in der Strenge und harten Würde der Formen, ging schon leise dahin, als die gigantische Wucht des Zeustempels aus dem Boden stieg, eines der gewaltigsten (nie vollendeten) Hellenenwerke, dessen Höhe die des Parthenon um das Doppelte übertraf. Das war freilich nicht mehr die Uridee des ägyptisch-griechischen Hallentempelbaus, der sich aus dem Wohnhaus entwickelt hatte und auch als Wohnhaus des Gottes gelten sollte; der als reiner Außenbau

und als Steinhülle für das Gottesbild gedacht war und dessen Architektur sich deshalb auf seinen äußeren, ehernen Grundlinien majestätisch hinschwang (das Innere, der Menge weniger zugänglich, nur als edle Harmonie hinzufordernd.) — Kyklopenhafte Reste dieses Zeustempels, Säulen, in deren Kannelierungen eines Mannes Breite Platz findet, liegen für ein mächtiges Erstaunen umher — wilde Melonen wachsen zwischen den gespalteten Riesen —, aber er schien mehr ein übermenschlicher Repräsentationstempel für den Tyrannen Theron. (Die Römer haben dem Theron seltsamerweise ein noch heute stehendes Denkmal errichtet.) Dahin deuten auch die ungeheuren Atlanten, die hier als „Zutaten" für irgendeinen Zweck figurierten. Eine Dreizahl von ihnen nahm die Stadt in ihr Wappen auf.

Die schönste Harmonie atmen der ruhmreiche Concordia- und der Juno Lacinia-Tempel, mit ihren sonneeinsaugenden Kalksteinsäulen strahlen sie im Licht des Abends einen unsagbaren Zauber in der sinnenden Landschaft aus. Vollendung krönt den Scheitel des Concordiahauses, wenn auch die strengeren Verhältnisse des ebensogut erhaltenen Poseidontempels zu Pästum stärker an die Empfindung greifen. Beide verhalten sich wie Göttergestalt zum Riesenbilde, findet Goethe. — Der sogenannte Tempel der Juno Lacinia nimmt durch die Eleganz gefangen, mit der er von der Basis an seine dorische Urkraft zu bändigen strebt; er fesselt nicht weniger durch die Eigenart seiner Ruine, die Erdbeben mit so wundervollen Überschneidungen und Durchblicken beschenkt haben. — An dieser Terrasse, vom Meerwinde umweht, besät mit schwankendem Asphodelos, bizarren Kakteen und einsamen Palmensprößlingen, wird noch manche Griechensage in Tempelresten lebendig; Wehmut steigt auf den Felsenpfaden herauf und sucht den, der die Stunden hier verträumt — vielleicht im Gewirr der Kapitäle, Stirnbalken, Säulestümpfe, die ein Heiligtum des Herakles bedeuten, oder im Schatten des Äskulaptempels mit seinem Johannisbrotbaum, der Goethes Freude weckte. Es träumt sich gut hier vom Maler Zeuxis, dessen Kunst alle schönen Mädchen von Akragas zum Modellstehen

begeisterte. Langsam zum Odem zurück kehrt auch Empedokles, der nach dem Tyrannensturz hier durch seinen wundertätigen Magus-Geist alles Volk behexte und ein neuer Salomo die Natur beschwören konnte, bis er lebensmüde in den Ätna sprang, um die Agrigenter von seinem Entrücktsein zu den Olympischen zu überzeugen. Alles wird noch einmal Wahrheit, wenn die alte dorische Hypnose hier oben zu zaubern beginnt.

Die reichgesegnete Plastik von Akragas hat uns wenig übrig gelassen. Eine archaische Jünglingsstatue und ein köstlicher Sarkophag aus der Blütezeit sind die Hauptstücke. Die Figuren des Sarkophages, Frauen, Männer und Getier, erzählen mit scharf gestrophter Epik die Geschichte der Phaedra und des Hippolyt, aus der Euripides sein Drama schuf. Einen meisterlichen Ausdruck hat der Künstler für die in Liebesqual vergehende Phaedra gefunden. Die sitzende Gestalt in ihrer ermüdeten Abwehr, vor der peinigenden Herzensnot vom Sitz herniedergleitend, gehört zweifellos zu den beseeltesten Menschennachdichtungen, die den Hellenen im Stein gelang.

Die Akragantiner standen den Syrakusanern übrigens auch in der Technik ihrer Profanbauten nicht nach. Die „Phäaken", ihre hervorragenden Wasserwerke, die Fischteiche, die für die Luxusgastmähler angelegt wurden, gewannen schon im Altertum dieselbe Berühmtheit wie die Anlagen ihrer Wohnhäuser, denen an Pracht und Ausdehnung nichts in ganz Griechenland gleichen sollte. Es galt, möglichst große Gästekreise um sich versammeln zu können. So sprach sich auch hier wieder der Charakter einer Tyrannenstadt aus: sie wollte „dekorativ wirken", starke äußere Effekte erzielen. Ihr glückliches Los ist, heute nur innere zu geben.

Nach einem Ort voll noch tieferer Klage als Syrakus und Agragas lockt Hermes, der Gott, den Fuß. Dort ruhen die umfangreichsten Tempelruinen unseres Erdteils in einer todestraurigen Einsamkeit — es ist Selinunt, als griechische Kolonie Selinus geheißen, eine stattliche Siedlung der Megarer, einst auf ihre Eppich-Pflanzungen (wilde Sellerie), ihre Entwässerungsanlagen und die Zahl und Größe ihrer Tempel stolz, vielleicht auch auf ihre



Perseus enthauptet die Meduse Metopen von Selinunt

westlichste, von den Phönikern beargwöhnte Lage — nun aber auf ihrem Wellenland unweit des Meeres in ein Schweigen von Jahrtausenden versunken. Kaum vierhundert Jahre sahen ihr begehrliches Leben — aber sie selbst war die Ursache ihres jähen Endes. Sie war der Zankherd Siziliens. Die Neidische lag fortwährend im Streit mit denen von Segesta wegen ihrer Grenzgemarkungen, und hier lagen die eigentlichen Ursachen der



Viergespann Metopen von Selinunt

athenischen Expedition wie der karthagischen Invasion. Hannibal griff als Verbündeter Segestas die Selinunter an, von denen 20000 in tobenden Straßenkämpfen umkamen, die anderen auswanderten. Später kam ein kurzer Aufschwung, aber er fand eine Ermattete. Schon 250 v. Chr. war die Stadt der Riesentempel tot. Seitdem bot sie mit ihren chaotischen Steinlabyrinthen nur Bauern und Hirten, manchmal auch dem Brigantaccio eine Zufluchtsstätte.

Die schweigende Wildnis hebt ihre Trauerfahnen über diese Unzahl von Akropolismauern, Häuserresten, Altären, Grabstelen, Bastionen mit Gräben und Türmen, über die (wahrscheinlich von Erdbebengewalt) durcheinandergeschmetterten Säulen, Halbsäulen, Kapitäle. Ob der Fremde nach Land oder Meer gerichtet in dieser gefallenen Tempelstadt schreitet — er wandert in eine Einsamkeit, die nicht mehr irdisch scheint. Er sieht zurück und an dieser Stelle ein von glühendem Eifer beseeltes Volk an einer großen Idealarbeit. Er blickt auf soviel mühselige Tagewerke der Vergangenheit, hört das Keuchen und Stöhnen der Sklaven, sieht mächtige Hebel erhoben und vernimmt in der ungeheuren Runde das gewaltige Hämmern an den dorischen Steinkolossen, Baumeister und Künstler wandern in fröhlicher Gegenwart, voll eifrigen Gesprächs zwischen den aufgerichteten Stufen oder an eben vollendeten Altären vorbei, das ganze Tal ist mit lautem Hall und Schall erfüllt und hier und da deuten Frauen- und Männergruppen in schön gefalteten Griechenkleidern hinunter nach dem Meer, wo gerade eine Flotte des Hamilkar den Weg nach Karthago nimmt. Das alles sieht und hört der Wanderer wieder, als wäre er über zweitausend Jahre jünger und stände mitten darunter — — aber vor ihm, hinter ihm reckt sich die Vergänglichkeit aus den zerschlagenen Massen, schreit die Eitelkeit aller Kulturbemühungen in die bebende, stille Luft und hält eine Predigt von erschreckender Eindringlichkeit.

Sieben große Heiligtümer (alle sind mangels näherer Bestimmung von der Wissenschaft mit Buchstaben bezeichnet) stammen aus der Blütezeit der Stadt, zwei kleinere aus der Zeit nach der großen Eroberung. Auf dem Akropolishügel begrub sich der älteste Tempel C in der Wuchtigkeit seiner Säulenklötze, die meist in ihrem ursprünglichen Zusammenhang (eigen war die altertümliche Winkeleinbiegung seines Giebels vor dem Eckenschluß) niedergeweht worden sind. Sein Nachbar, Tempel D, ein gleicher Riese, ein wenig jünger und von wirkungsvolleren Verhältnissen, hat merkwürdig breite Triglyphen. Beide Tempel, aus der ersten und zweiten Hälfte des

sechsten Jahrhundert stammend, besaßen eine seltsam schmale Cella, die übrigens, wie bei den meisten Selinunter Heiligtümern, noch einen völlig isolierten Hinterraum für die Kultstatue barg — auch dies ein Überbleibsel der archaischen Zeit. — In der Nähe dieses Tempels stößt man auf eine eigenartige Verschwisterung der Zeiten: in umgestürzte Architrave sind christliche Kreuze eingemeißelt . . .

Von den anderen großen Tempeln erzwingen sich auf dem östlichen Hügel durch die herbe Kraft ihrer Formen wie durch ihre heutige Situation besonders drei Bewunderung und Erstaunen: die Tempel E., F., G. Sie schlummern einsam in Getreidefeldern, wie von einer Heraklesfaust hingeworfen. „F", in wilder Schönheit übereinandergetürmt, hat das Alter von „D." Wie ein Kastell liegen die klassischer Zeit entstammenden Trümmer von „E." da, aber ein heiliges Erschrecken zwingt den Besucher stillzustehen vor dem, was da heute kühl und kalt „G." heißt und ehemals dem Apollo geweiht war. Hier ist ein wahrhaft Übermenschliches gewollt, und im Ausdruck dieses Wollens liegt schon eine unvergleichliche Gewalt. Was tut es da, daß es nicht Vollendung fand? Ein Hochgebirge von Tempelmacht stürzte hier mit seinen Gipfeln zusammen. Die hohe künstlerische Ordnung, die da geplant war, den wundervollen Zusammenhang von Idee und Wirklichkeit, wie in einem organischen Werk der Naturschöpfung ausgesprochen, hat aber selbst die Zerstörung nicht aufheben können. Noch ahnt man in den Riesenbruchstücken die sanfte Verjüngung des Säulenschaftes, die die Schwere fortnahm und ein kühnes Hochstreben zu den Himmlischen zu verkörpern schien, während der strenge Ernst der Kapitäle, die Wucht des Epistyls den ganzen feierlichen Bau fest und sicher auf die Muttererde stellte. Das Ideal des dorischen Tempels wäre in diesem Nievollendeten wohl in der höchsten Steigerung erfaßt worden. Seine fabelhaften und prächtig symmetrierten Massen — er übertraf sogar den Zeustempel zu Akragas an Ausdehnung und blieb nur wenig hinter dem mächtigen Dianatempel der Epheser zurück — sind auch in seinem Ruinengrabe noch nachzudenken.

In der großen Nekropolis von Selinunt grüßt noch aus der frühesten Epoche der Stadt ein Mysterienhaus der Demeter, charakteristisch genug mit einem geschlossenen Pronaos, der auf das Geheimnis des Kults deuten soll, und einem ebenso archaischen Giebel von primitiver Konstruktion. Auch ein Propylon der Hekate verstreut noch sein düsteres Getrümmer.

Selinunts Name ist mit den für die Entwicklung der griechischen Reliefkunst hochwichtigen Metopen, dem einstigen Gebälkschmuck seiner Tempel, jetzt im Museum zu Palermo als höchster Schatz bewahrt, eng verbunden. An ihnen geht man mühelos dem Werden griechischer Skulptur vom ersten Tasten der Unbeholfenheit bis zur schönen Erfüllung nach. Auf den frühesten Metopen vom C-Tempel (aber wohl viel früher als der Tempel selbst entstanden) sieht man in den Darstellungen des Perseus und der Medusa, des Herakles mit den Kerkopen, des Viergespanns noch die erste primitive Kunstübung in der Plumpheit des Ausdrucks, der naiven Stellung der Körperteile und der Starrheit der Komposition. Interessant ist besonders, wie der archaische Künstler das Enteilen der Medusa durch einfache Kniestellung des Beines ausdrückt! In der Heraklesgruppe tritt in der Anordnung der Figurenteile fast noch das reine Ornament hervor. Den jüngeren Metopen vom Tempel F (Gigantenkampf) ist schon kraftvolle Bewegung, fast attische Kühne eigen, und von den jüngsten des E-Tempels darf man der Zeus- und Hera-Darstellung auch die Grazie, der Gruppe: Herakles bezwingt die Amazonenkönigin frische Realität zugestehen. Der Boden der Tempelstadt öffnet in seiner redenden Stummheit das Geheimnis, wie dorische Kunst auf der kolonisierten Insel sich äußerte; in derberer Kraft scheint der alte Stil sich entfaltet und langsamer in die weicheren Formen der Blüte hineingefunden zu haben als im mütterlichen Hellas. Aber es wird auch hier an der wechselnden „Persönlichkeit“ der Tempel verkündet, wie innerhalb des festgeprägten Kunstgesetzes dem Erbauer eine hohe Freiheit: zu fühlen und zu wirken verblieb. Davon reden die „Pfeiler der Giganten“, wie das Volk heute die toten Kolosse nennt.



Herakles bezwingt die Amazonenkönigin Metopen von Selinunt

Wie Selinunt im südlichen Westen, so war im Norden Himera vorgeschoben gegen die Unternehmerlust der Phöniker, die Stadt des großen Entscheidungskampfes zwischen Semiten und Hellenen. Es war die berühmte Stelle, wo Athena heiße Quellen zur Erquickung des erschlafften Herakles hatte erspringen lassen; die heutige Stadt Termini Imerese, noch die alten Bäder nutzend, hält mit ihrem Namen zäh die Sage fest. Aber auf Himera, einst der Stolz des jonischen Siziliens, deuten nur noch ein paar Säulenstümpfe — die Rache des Hannibal

schleifte schon 409 v. Chr. die Stadt, die an die Niederlage seines Volkes erinnerte, bis auf den Erdboden. Von den plastischen Herrlichkeiten, die einmal Himera schmückten, bleiben wenigstens einige Löwenköpfe als Wasserspeier zu bewundern, die von einer Tempelsima herrührten und eine hohe, strenge Kunst verraten. Sie sind wie die meisten der auf der Insel gebliebenen beweglichen Kunstwerke — wie wenige blieben aber! — im Palermitaner Museum untergebracht.

Ein letzter Gruß aus der Blütezeit steigt mit dem Namen Segesta herauf. Die Stadt der alten Elymer, früh in griechischer Bildung groß geworden, aber bei ihrer fatalen Lage im Nordwesten der Insel isoliert und unzähligen Bedrängungen preisgegeben, hinterließ zwei wohlerhaltene Bauten: Tempel und Theater. „Die Lage des Tempels ist sonderbar," heißt es in der „Italienischen Reise"; „am höchsten Ende eines weiten langen Tales, auf einem isolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand acht bis neun Fuß hoch, verdorret von vorigem Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke."

Der edle Tempel und die Landschaft, in die er ragt, sind seit Goethes Besuch dieselben geblieben. Seine tragische Verlassenheit hat etwas Heroenhaftes. Die viel bedrohten Segestaner haben ihn nie vollenden können, aber seine weit offene Halle mit ihren vornehmen Gliederungen, der höchsten Blütezeit entwachsen, nimmt den Einsamsten wie in einen unstörbaren Schutz. Von dem Amphitheater, im Felsen ziemlich jäh hochgerichtet, streift das Auge weit über das gebirgige Land der alten Elymer, und auf dem Gipfel, den die Akropolis von Segesta beherrschte, wandert der Blick nach der zweiten Hauptstadt des alten Volkes, Eryx, wo es mit den Phönikern vor



Zeus und Hera Metopen von Selinunt

dem Melkart und der Aschtoreth opferte. Es war ein heiliger Kampfplatz um die Macht der Mythen, die um den Gipfel wanderten, die Aschtoreth löste die heitere Aphrodite ab und ihr war die Venus Erycina die natürliche Nachfolgerin, vielleicht auch die mächtigste, denn

die letzten Eroberer vermachten ihr die Einnahme von siebzehn sizilianischen Römergemeinden. Wo heute das wehrhafte Kastell des Monte San Giuliano aus Epheudickichten hochsteigt, erglänzte der Marmortempel, in dem alljährlich einmal die Liebesfreude in heißen Begeisterungen aufjubelte. Strabo erzählt, daß tausend Hierodulen, aus den schönsten Mädchen im Lande gewählt, hier des Dienstes der Göttin harrten. Keine Bitte blieb an den erycinischen Aphrodisien ungehört. Die heilige Heiterkeit der höchsten Erdenlust in göttlichem Dienst umbrauste den alten Gipfel. Noch heute rühmt man die Schönheit der Frauen dieser einsam gewordenen Höhe. Ist's ein Nachklang jener Sinnenfeste, die dem großen Gefühl der Griechen für die Harmonie alles Lebens entsprangen?

Der Ausgang der Griechenzeit wurde noch mit zwei Städtegründungen gesegnet. Dionys dem Ersten verdankte Tyndaris an der Nordwestküste sein Entstehen (396), das eine rasche Entwicklung nahm und die Reste eines Theaters hinterlassen hat. Unweit Naxos, das der Tyrann vernichtet hatte, entstand im selben Jahre eine Kolonie der Sikuler, in einer Landschaft, die selbst auf Sizilien ihresgleichen suchte: Tauromenion, das heutige Taormina. Unterhalb der Meerenge von Messina im Vorblick des weißen Ätnahauptes schmiegt sich in ein farben- und formengewaltiges Gebirgsrund, auf eine lieblich umblühte Terrasse gebettet, die berühmte Stadt. Ihre Geschichte bis zu ihrer Einnahme durch die Römer erzählt nichts von jenen schweren Existenzkämpfen, die die alten Kolonien mit ihrem Zusammensturz büßten. Ihre „Jugend" rettete sie. Ihre sikulischen Einwohner suchten es mit den Karthagern zu halten, bis die Stadt durch den Friedensschluß Hierons II. an Syrakus fiel. So gewann sie bis zu den Sklavenkriegen Frieden und konnte sich in Kulturtaten üben. Aus dieser glücklichen Zeit bewahrt sie einen Profanbau, der fast ein Heiligtum geworden ist, das griechische Theater. Vergebens wird der Sizilienwanderer auf der Insel umhersuchen, wenn er eine Anlage finden will, in der eine großartige Naturfülle sich mit einem Menschenbauwerk



Taormina und der Ätna

auf eine so intime Art zusammenschließt. Alle Vermittlung ist aufgehoben; der Architekt, der den Theaterbau schuf, scheint mit dem Schöpfer der heroischen Landschaft identisch zu sein.

Wandle den schlängelnden Weg vom Ufer des blauenden Meeres aufwärts zur Stadt. Die imponierende Größe der Landschaft dringt dir mit jedem Schritt mehr in die Seele. Vor dir schimmert Taormina, die Friedliche, von alten Kastellzinnen überdroht; in doppelter Höhe hängt ein steiler Gipfel mit dem einsamen Dorf Mola über die Stadt herab, und ihn überragt wieder in einer letzten Steigerung der gezackte Grat des Monte Venere. Aber der Bann zieht dich dennoch in Eile durch die wenigen Gassen zu der kostbaren Erwartung, mit der das letzte Meisterwerk des alten Griechentums, noch in seinem Hinschwinden heiterster Kraft voll, dich umfangen wird. Durch schmalen Gang betrittst du endlich den Raum. Unzählige Darstellungen haben versucht, den Eindruck des Bildes festzuhalten, aber wie hier, wo man als Träumer, nicht als Kritiker kommt, das Wort und das Bild versagen, lehrt jedes Wiederkommen. Die erste Empfindung behauptet, daß diese Stätte Ruine werden mußte, um die Wildnis des Disharmonischen aufs wunderbarste ins Prinzip der höchsten Eintracht zu erheben.

In den praktischen Vervollkommnungen, die das Theater zeigt, den halbzerstörten Seitengebäuden und der erhöhten Bühne dringt zwar ein Stück Römertum aus der Restaurationszeit hervor, aber aller Stimmungsgehalt dieses Theaters ist griechisch. Zwischen der auseinandergeborstenen Bühnenrückwand mit ihren schlanken Säulchen und den leeren Nischen für die edelsten Zuschauer, die Musen, tut sich ein leuchtendes Panorama auf — Meer und Vorland und Ätna schimmern herauf und hernieder. Über Säulentrümmer, die stachlige Agaven umgrünen, über die verlassene Orchestra klimmst du die Felsstufen der Sitzreihen empor, die der Rasen umsäumt. Die Intimität des Felsentheaters wird von hier aus recht offenbar. Wie rein müssen hier die Verse der Antigone emporgeklungen sein!

Nun blickst du durch die abschließende Säulenhalle

hier oben auf die zauberisch eingebuchtete Meerenge von Messina. Rückwärts gewendet, erscheint das Kolossalgemälde von Taorminas Umgebung. Hier ist wohl die Stelle, wo dir der Abschied vom griechischen Sizilien am schwersten fällt. In diesem stumm gewordenen Heiligtum scheinen sich noch einmal alle die Schatten zu sammeln, die dir bei der Kulturwanderung über die Insel an die Seite traten: die Jugendstürmer von Chalkis und Korinth, die Städtegründer, die Pioniere hellenischer Schönheit, die Männer voll stürmischen Ehrgeizes, die aus Dörfern Großstädte machten, die Künstler, Dichter und Weltweisen, von denen dies Kolonienland sein Bestes empfing. Sie alle kämpften für die Ausbreitung des Hellenengeistes auf ihren vorgeschobenen Posten. Ihr letztes Ziel war die Vernichtung des Barbarismus. Daß sie es mit heiligem Ernst verfolgten, verkünden ihre Vermächtnisse. So bleibt ganz Sizilien ein hochragendes Denkmal ihres Feldzuges für menschliche Freiheit und Gesittung.



Tempel von Segesta



Catania

EIN TOTES JAHRTAUSEND

Was sollte nach so vielem Werden noch wachsen? Was vermochte Rom, das bei der Gewinnung Siziliens längst aus einem bäuerlich-aristokratischen Staat ein merkantil-plutokratischer geworden war, diesem Boden an neuer Kultur zuzuführen? Die ungeheuren Kriege mit den Karthagern, deren größter Streitgegenstand diese Insel war, hatten Menschenkräfte und Geld im Übermaß verschlungen, die Aufrechterhaltung des aus losen Provinzen und Kolonien zusammengesetzten Staatskörpers kostete Sorge und wiederum Menschenkräfte und Geld. Es war natürlich, daß die neueroberten Gebiete, und darunter hauptsächlich Sizilien „bluten" mußten. Es war den Römern gelungen, die Zerrissenheit der Griechenstädte zur lukrativsten Spekulation zu machen; gegen die Vorteile ihrer Bürgerlegionen wäre der beste griechische Verteidigungsmut auf die Dauer ohnmächtig gewesen, denn er konnte sich immer nur im Kampf um seinen eigenen Platz bewähren. Die Barbarensöldnerheere

der Karthager aber hatten nur durch ihre große Zahl so viel Schwierigkeiten bereitet. Nun aber, wo man sich des Besitzes gesichert hatte, war Entschädigung, Genuß, Verdienst die erste Bürgerpflicht. Es galt, den Handel der Insel in Goldsäcken zu fangen, ihren Export von Öl und Weizen mächtig zu steigern. Die rasche Erkenntnis der Eroberer, daß all diese Küstenstädte vor ihnen ein Volk hoher, von Rom noch nicht erreichter Kultur gegründet und besessen hatte, zeugte hier nur die eine Moralthese: Nehmen ist seliger denn Geben.

Die Kornkammerprovinz, in zwei Quästuren eingeteilt, von einem Prätor verwaltet, fällt nun der Ausbreitung des römischen Großgrundbesitzes anheim: der Landwirtschaftsbetrieb wird systematisch durch Kulimassen, also durch Sklaven, forciert, so daß der Feldbau keinen „eigenen“ Bauern mehr nähren kann. So wurde schon damals der verderbliche Grundstock zu dem noch heute herrschenden Wurzelübel der ganzen italienischen Ökonomie gelegt: der Latifundienwirtschaft. Einer schwerwiegenden, landverwüstenden Folge dieser römischen res rustica wurde schon gedacht — der Sklavenaufstände. Was die Provinz von Rom empfing, war nur dasselbe, was der Staat für alle seine Provinzen als Kulturfaktor betrachtete, das Prinzip, durch einen verkleinerten Abklatsch weltstädtischer Einrichtungen die Bedeutung der römischen Oberherrschaft zu demonstrieren. Man legte Naumachien (wie in Taormina) und Arenen für Gladiatorenkämpfe (wie in Syrakus) an.

Wie das alte Hellas, so muß jetzt auch Sizilien alles hergeben, woran seine einstige Größe hing. Unermeßliche Kunstschätze wandern nach Rom, das sich mit den Gütern der griechischen Bildung brüstet, ihnen freilich auch in der Bemühung, es den Hellenen gleich zu tun, eine mäcenatische Pflege angedeihen läßt. Aber die Insel trägt die Buße dafür. Es ist ein trauriges Herabkommen. Nur an der Nordküste, in Halaesa und Tyndaris, später auch in Taormina nehmen die römischen Gemeindewesen einen Aufschwung. Syrakus, die Große, bleibt zwar die „Metropole“ Siziliens, gleicht aber einer geschändeten Schönheit. Eine Provinzstadt wie hundert andere, der die

Flügelkraft zu einem neuen Aufschwung für immer gebrochen ist. Der tiefsten Verwahrlosung fällt Sizilien unter dem famosen Statthalter Verres anheim. Ciceros berühmte Anklage gegen ihn gilt dem Räuber von sieben Millionen, die er der geschwächten Provinz erpreßt hat.

Was die Diebeswut der römischen Vögte nicht erbeutet hat, wird schließlich im Bürgerkrieg zwischen Octavian und Sextus Pompejus verschlungen: Sizilien entvölkert sich so, daß Augustus starke Ansiedlerhaufen nach Palermo, Catania, Syrakus schicken muß. Der Umsichtige legt Bäder und Wasserleitungen an, gibt eine erträgliche Verwaltung, sucht zu retten, was zu retten ist, aber seine sonst so glückliche Hand vermag den unaufhaltsamen Zusammenbruch nicht abzuwehren, nicht aufzuhalten.

* *
*

Das beklemmende Schauspiel von der raschen Verwüstung einer ehemals großen Kraft ist in der Weltgeschichte so oft agiert worden, daß uns die Resultate solcher Dramen am Ende ein Natürliches geworden sind. Die Entwicklung der Menschheit verdammt andererseits die Hoffnungslosigkeit selbst nach den schlimmsten Prüfungen. Sie klammert sich an das Bewußtsein von der Verteilung der Kräfte — ein Stern, der hier niederging, steigt an einer anderen Stelle wieder leuchtend aus der Nacht herauf.

Ein halbes Jahrtausend lang hatte ein Licht von starker Kraft über den Regsamkeiten so vieler Sizilien-Städte gefunkelt, um dann auf ein ganzes Jahrtausend zu verlöschen. Und dann ging es über einer einzigen Stadt wieder auf, um sie selbst und von ihr aus manche andere mit Helligkeit zu überfluten. Über Palermo.

Noch acht Jahrhunderte brauchte es nach den Tagen, da Augustus vergeblich die Provinz Sicilia zu retten versucht hatte. Es sind nur Zahlen und Begriffe, die in diesen acht Jahrhunderten die Kulturgeschichte der Provinz bezeichnen. Das größte Ereignis, die Einführung des Christentums auf der Insel, war zunächst nicht von tiefster Bedeutung, wenn auch die Legende ein üppiges Leben in Wundern und Martyrien entfaltet. Paulus er-

zählt in der Apostelgeschichte von seinem Besuch bei den Syrakusanern, aber vielleicht haben die Recht, die da meinen, zur tatsächlichen Begründung der Christuslehre auf Sizilien sei von Antiochien der heilige Marcian herübergekommen. (Man findet seinen Namen noch heute so oft auf der Insel; in der Kathedrale von Taormina ist ein ganzes Erbbegräbnis von Marzianis.) Der Antiochier löst jedenfalls eine feine Beziehung aus zu dem später auf der Insel dominierenden Einfluß der byzantinischen Kirche, gegen den der lateinische stark zurücktrat. Jener war erklärt mit der Eroberung Siziliens für das Oströmische Reich durch Belisar (535 n. Chr.). Nach den Zeiten der Zugehörigkeit zu Westrom, der Unterwerfung durch die Vandalen und Theodorich den Ostgoten bedeutete Belisars Tat für Sizilien vielleicht eine Verbesserung seiner Lage. Er sammelte in Syrakus und Palermo durch seine Energie der Insel neue Kräfte ein, sie erfreute sich einer verhältnismäßigen Sicherheit und Ruhe. Syrakus wurde sogar für einige Jahre die Residenz des Kaisers Constantius II. Die zunehmende Christianisierung vertrieb dann die letzten, ohnmächtig gewordenen Heidengötter. Der Patriarch von Byzanz löste die römische Kirchenoberhoheit ab, und die Kirchen, bisher im lateinischen Basilikenstil erbaut, wandelten sich auf einmal in byzantinische Formen mit der charakteristischen Zentralanlage. Wie sonderbar wurde durch diese geschichtliche Entwicklung schon die große Kulturumwälzung vorbereitet, die bald der Insel neues Leben erwecken sollte. Diese früh-byzantinischen Kirchenbauten, dem Dienste des Christengottes geweiht, — eine von ihnen, im Miniaturformat, steht noch verlassen bei Malvagna am Fuß des Ätna — sind eine steinerne Prophezeiung von der Ankunft der nächsten Fremdlinge, die sich auf der Insel heimisch machen sollten: der Araber. Denn ihre Kunst, wenn auch einem ganz anderen Religionsideal untertan, hatte durch ihre starke Berührung mit dem byzantinischen Osten jedenfalls schon früh bedeutsame Anregungen von dort erfahren; so ward langsam eine unsichtbare Brücke über die Jahrhunderte gepfeilert.



Monte Pellegrino Palermo

MORGENLAND IN SIZILIEN

Mit dem Erscheinen der Araber auf Sizilien wird das Horoskop der Insel endlich wieder in einer günstigen Konstellation sichtbar. Wieder wie bei der ersten Siedelung der Griechen war es die Massenbewegung eines Volkes, das sich von einer instinktiven Mission fortgetrieben sah. Der Fanatismus einer religiösen und politischen Machtausbreitung, der hinter dem Araberansturm glühend fibrierte, hatte freilich keine innere Verwandtschaft mit den Motiven des Hellenenzuges, aber es lag auch in dieser Invasion eine Aufrüttelung, die allein schon vieler Verheißungen voll war. Es galt ein Land aus dem Schlafe zu wecken, aus dem alle Energie, alle Existenzfreudigkeit gewichen schien. Der Muhammedaner mit der Prophetenfahne, stürmisch an die südeuropäischen Küsten steigend, durch den Namen Muhammeds zu rücksichtslosen Beutezügen gegen die Ungläubigen begeistert, kam nicht, um Segen zu verteilen, aber es war unverkennbar in seinem Urwesen ausgesprochen, daß er das Eroberte in ein Beständiges verwandeln konnte. Er kam

mit Feuer und Schwert, um mit Meißel und Griffel Friedenszeichen zu schreiben. Nach dem Kampfgebrüll sucht er das Glück des Diwans, nach der Fahrt gegen die Feinde den Haschisch des Traums. In diesen Gegensätzen ruhte sein Erfolg und sein Glück. Beides fand er wie in Spanien so auch auf der sizilianischen Insel, die wie in einem großen Erwarten stand.

Das Mittelalter griff alles, was im Namen des Propheten redete, in der Kollektivbezeichnung „Sarazenen" zusammen. Ursprünglich waren nur die Bewohner der syrischen Wüste darunter zu verstehen. Als das Wort Muhammeds alle arabischen Stämme mit der Vorstellung von einem unsichtbaren Araberstaat befruchtet hatte, gewann dieser Sammelbegriff vielleicht eine innere Berechtigung. Nach der Eroberung Nordafrikas und in den Zügen gegen Byzanz ward er noch ausgeprägter, und so darf er es auch für Sizilien bleiben, an dessen Westküste (bei Mazara) kriegerische Araberstämme und afrikanische Berber im Jahre 827 zuerst das neue Land erkletterten. Ihre Führer entstammten dem Geschlecht der Aghlabiden aus der heiligen Moscheestadt Kairuan in Tunis. Nach vier Jahren hatten sie auch Palermo unterworfen, das von da an die Hauptstadt der Insel wurde, von da an seine erste Bedeutung für die abendländische Kultur erhielt und sie bis heute in seinen Erinnerungen wie in lebendiger Gegenwart behalten hat. Die Geschichte der Insel und die Kultur, die in ihrem Gefolge ging, ist nun fast einzig an diesen Namen gebunden.

Die Fügung war seltsam. In dieser Nordostecke hatte sich einst ein anderes semitisches Volk allein und hartnäckig gegen das frisch umherstreifende Hellas behauptet. Die Phöniker hatten in ihre Zwingburgen den Geist des Griechentums nie eindringen lassen, und ihre Patronin Karthago sollte den Anstoß zur Vernichtung der Feinde geben; nun kamen wiederum Semiten, um von dieser gewichtigen Position aus die Nachkommen jener Feinde mit ihrer eigenen Kultur zu übertrumpfen. Der antiken Größe von Syrakus wurde die sarazenische Jungmacht von Balerm gegenübergestellt. Im Besitze dieses Platzes, konnten sie im Verlaufe ihrer zweihundertfünfzigjährigen

Herrschaft an die Unterjochung der ganzen Insel gehen. Syrakus, Enna, Selinus, Taormina, Messina, Agrigentum, Catania fielen unter der Wut der Eindringlinge und tauschten arabische Namen für ihre griechisch-römischen ein. Drei Völker: Griechen, Lateiner und die Reste der Karthager sahen über ihrem wirren Geschick eine Einheit emporsteigen, vier Sprachen mischten sich, zu denen noch eine fünfte trat, als in der Gefolgschaft der Araber zahlreiche Juden übers Meer kamen. Den Plünderungen der Eroberer folgten noch zahlreiche dynastische Kämpfe auf dem Boden der Insel. Als aber in der Mitte des zehnten Jahrhunderts der Kalbide Hassan Ben Ali die Erblichkeit des Emirats über die Insel für sein Geschlecht festgelegt hatte, konnte Palermo und jede Stadt auf der Insel aufatmend eine neue Tagröte grüßen.

Uns Späten, denen eigene, persönliche Erfahrung die jähe Übersonnung einer schlechten, alten Kultur durch eine neue, fremdländische nicht gezeigt hat, stellt es sich dennoch lebhaft vor, wie jenes Aufeinanderplatzen so divergierender Weltanschauungen und ihrer greifbaren Resultate auf dem damaligen Sizilien wirken mußte. Welch Erstaunen muß die Sinne der Völker griechischer und römischer Zunge überrumpelt haben, als sie plötzlich neben die strengen Doriertempel, neben die heimischen Basiliken die fremdartigen Kuppeln und zierlichen Minarehs der Moscheen mit ihren feingearbeiteten Hufeisenbögen, ihren weiten Höfen, ihren Säulenlabyrinthen und den bunten Gewinden der Ornamente fast über Nacht und wie auf einen Zauberwink hingestellt fanden. Welche Verwunderung packte wohl die Bewohner der arm gewordenen Großstädte (soweit man noch von ihnen sprechen konnte), da sie den Reichtum des fremden Volks in mächtigen Schlössern, in Luxusparks und brunnenreichen Wunderhainen aufblühen sahen. Mit welcher Neugier sah man wohl auch den eigenartigen Religionsübungen dieser schwarzbärtigen, bleichen Männer in Burnus und Turban zu. Die praktischen Kenntnisse, die sie mitbrachten, mögen sich nicht weniger rasch Respekt gewonnen haben. Sie verstanden es, durch klug erdachte Berieselungsanlagen dem Boden das Doppelte an kostbaren Erträg-

nissen zu entlocken, sie hatten den ägyptischen Papyrus ins Land verpflanzt und wußten daraus Schreibrollen und Schiffsseile zu fabrizieren. Sowie die politische Sicherheit hergestellt war, spürten alle Glieder des Inselkörpers das frohe Mobilwerden der Kräfte; die Märkte füllten sich wieder mit den guten Gaben des Landes und der See. In die verödeten Häuser kehrten wieder Gäste ein; ein emsiges Handwerk wirkte und hämmerte in den Gassen. Die Kunstindustrie erholte sich wieder und brachte edle Broncegefäße, Holzschnitzereien und prächtige Tonvasen nach neuen Mustern hervor, wovon noch manches im Museum zu Palermo zu bestaunen ist. Vor allem durfte man sich an der kräftigen Belebung des Handels erfreuen, die den arabischen Unternehmern zu verdanken war. Baumwolle, Zitronen und Orangen hatten sie nach Sizilien eingeführt, und nun füllten die Früchte wieder die Stapelplätze. Pures Gold.

Diese glutäugigen Sarazenen, deren Schwerter ein fremder Prophet gesegnet zu haben schien, stellten sich aber auch als Leute von unerwartet tolerantem Charakter heraus. Sie gingen zwar sofort an eine gewaltige Aussaat von hundert und aberhunderten ihrer kleinen Gebetshäuser, aber sie hinderten die „Ungläubigen" auch nicht, zu ihrem römischen oder ihrem griechischem Gott zu beten. Damit wurden sie ungewollt Friedensstifter zwischen den beiden christlichen Hierarchien. Die byzantinische Kirche, die wegen der größeren Zahl der Griechen auf der Insel die päpstliche übertrumpft und fast ganz entrechtet hatte, so daß die Feindseligkeiten nie aufhörten, suchte sich unter dem Islam wenigstens äußerlich mit der Schwester zu vertragen.

Das neue Volk schloß aber eine Schatztruhe nach der andern auf. Es zeigte sich, daß diese aus gelben Wüsten und der Wildnis afrikanischer Gebirge zusammengedrungene Völkerschaft die spekulativste Gedankenkraft mit einer Phantasiewelt ohne Begrenzung verband. Der Realität des Lebens suchten sie durch die beständige Übung ihrer wissenschaftlichen Anlage so nahe wie möglich zu kommen, und sie zeigten sich unermüdlich in der Auslegung und Ergrüblung der seienden oder der ge-

dachten Dinge. Aber ihr Kunsttrieb, in Bauwerk, Farbe und Vers ausschwingend, stieg mühelos wie in Traumspielen zu unbekannten Märchenreihen empor. Allerhand zarte Geheimnisse lösten sie sinnvoll auf. Von den vielen fremden Kulturen, die sie auf ihren Nomadenzügen kennen gelernt hatten, in Ägypten und Asien, nahmen sie nur das ihnen Zuträglichste auf und das verschmolzen sie so, daß alles, was sie wiedergaben, ein ganz Eigenes war. Dieser Insel, die seit einem Jahrtausend nur immer hatte geben müssen, waren sie wieder die ersten Geschenkbringer. Wissenschaft und Kunst schliefen seit langem einen tiefen Schlaf. Die Araber zeugten hier wieder große Geschichtsschreiber, Naturwissenschaftler und Geographen, unter diesen den berühmten El-Edrisi, der später für den Normannenkönig Roger II. den Text zu einer silbernen Erdkarte verfaßte. Ein Mann, der auch in der Medizin Neues und Wichtiges erkundete. Der ausgezeichnete Reiseschilderer Ibn Haukal ist sein würdiger Vorläufer. Unter den Dichtern dieser Zeit gilt Ibn Hamdis als der vortrefflichste. Am Hofe der fatimidischen Herrscher, jenes Geschlechts, das im Anfang des zehnten Jahrhunderts das arabische Chalifat inne hatte, und später im Palast der Kalbiden, hielt wie drüben auf der iberischen Halbinsel der muselmännische Geist seine Feste in einer glanzvollen Geselligkeit, die vielleicht nur von den Erben der Herrschaft, den Normannen, wieder erreicht wurde. Wie in den andalusischen Hauptstädten des Islams: in Cordoba, wo allein zwanzigtausend Schriftgelehrte wohnten, in Sevilla und Granada, den herrlichen Blütestädten arabischen Geistes, wo er im Dienste der Zivilisation den höchsten Ruhm sammelte, vereinigte sich auch in Balerm die ganze Energie und Pracht des sizilianischen Arabertums. Gegen die zurückgebliebene Bildung des übrigen Abendlandes war auch hier eine geistige Trutzburg errichtet von einem im tiefsten Sinne ästhetischen Volk; während das fränkische und germanische Rittertum der geringsten intellektuellen Pflege entbehrte (man hielt es für eine Schande, schreiben und lesen zu lernen und überließ derlei unnütze Dinge den Mönchen) waren die Araber in der Errichtung von Schulen und Bibliotheken

unermüdlich. So brachen sie in die Finsternis des Mittelalters wie Sonnenbringer, und es bliebe einer tieferschürfenden Forschung vorbehalten, die Verbindungslinien zu suchen, die von diesem frühen Kulturreichtum bis zur Gegenwart leiten. Gewinnste, die schon für die Entwicklung der Naturwissenschaften, der landwirtschaftlichen Technik usw. hochbedeutsame sein müssen.

Das Land war mit sarazenischen Stämmen rasch bevölkert, unter denen nur die unruhigen Berber nicht Frieden zu halten vermochten. In der Blütezeit unter den Kalbiden erfreute man sich aber der Ruhe, und die Christen wie die zahlreichen Juden genossen ihre sichere Anteilnahme an diesen Friedenssegnungen, ob es reale oder abstrakte Dinge sein mochten. Mutmaßlich sind auch hier, wie im arabischen Andalusien, zahllose der „Ungläubigen" zum Islam übergetreten, um an den reicheren Vorteilen zu partizipieren, die naturgemäß den Sarazenen bei der Besetzung von Stellen, bei der Steuerabgabe und ähnlichen Gelegenheiten vorbehalten waren. Jedenfalls kam das Wunder zustande, daß diese so verschieden gearteten Rassen in einer Internationalität en miniature verschmolzen. Ein Beispiel für ein Völkerzusammenleben, das eine starke Bewegung unserer Zeit als Ideal erkämpft. Mischehen waren nichts Allzuseltenes und vielleicht trugen sie zum allmählichen Absterben der griechischen Eigenart bei. Der Typus des Arabers ist aber bis heute nicht aus der sizilianischen Bevölkerung geschwunden; wie häufig sieht der Fremde in Palermos Straßen noch Männer und Frauen mit diesen bleichen, ovalen Gesichtern an sich vorüberschreiten und aus ihren glühschwarzen Augen wie über die Vergangenheit hinträumen.

Der Glanz dieser Vergangenheit erscheint unnatürlich, wenn wir den Schilderungen der zeitgenössischen arabischen Schriftsteller folgen. Da steigen manchmal Bilder wie aus Tausend und einer Nacht herauf; Märchenspuk gaukelt umher im Gewirr der Lusthaine und der Schloßhöfe; gaukelt um die Brunnen und durch die verträumten Ruhehallen, öffnet phantastische Durchblicke zwischen zarten Säulennadeln, von denen ein mysteriöser Spitzen-

schleier von Ornamenten hinaufgedichtet ist zu den schlanken Bogen und zu den feiernden Wänden, die mit den erfindungsreichsten Mosaikspielen bevölkert, von schweigenden, in Stein geflochtenen Fenstern unterbrochen sind. In die stillen Höfe aber weht leise Saitenmusik, schwanken fern aus Sonne und Himmelsbläue sanftbewegte Palmenwipfel herein. Scheherezade will hier in einer Halle voll kostbarer Teppiche und Polster die fliehende Zeit vergessen. Denn hier ist alles Traum.

Ja — ein Traum ist es wirklich. Denn von diesem Sarazenen-Märchen ist für uns kein Hauch zurückgeblieben auf Sizilien. Es ist weggehoben wie Aladdins Schloß, von Geistern über Nacht in die Luft geweht, ist für unsere Sinne nicht mehr faßbar. Von all den vielen Araberbauten ist kaum ein Stein mehr da. Und war doch einmal schon an Zahl ein Überfluß. Denn alle vorhandenen Kräfte wurden in fortwährender Tätigkeit gehalten, und es schien fast, als sollte auch hier die Lösung der sozialen Frage versucht werden wie unter jenem andalusischen Abderrahman, der ein Viertel aller Staatseinkünfte für die Beschäftigung jedes Untertanen an Nutz- und Luxusbauten in den Etat stellen ließ. Daß in den Landbezirken alle steinernen Bezeugungen der arabischen Kunst von der Szene der Jahrhunderte verschwanden, dafür böte vielleicht ihre grazilere Struktur, ihre geringere Ausdehnung eine Erklärung. Aber ein anderes Verständnis will sich nicht zwingen lassen: Auch Palermo, die Steigerung der Sarazenenkultur auf Sizilien, bewahrte uns nichts von eigentlichen Monumenten ihres Wandels. Haukal, der arabische Topograph der Stadt, berichtet, daß „die Stadt Palermo, die früher verwüstet und von politischen Katastrophen betroffen worden sei, nun über dreihundert Moscheen besitze, eine Anzahl, wie er sie nie, auch nicht in doppelt so großen Städten angetroffen, noch auch von einer anderen Stadt als von Cordova verzeichnet gesehen habe. Und es sei nicht selten, daß von zwei Brüdern, die in benachbarten Häusern wohnen, sich jeder eine Extra-Moschee für sich bauen lasse. Aus diesem wichtigen Quellenwerke erfahren wir auch, daß Balerm in fünf große Quartiere zerfiel. Das erste, der

von einer hohen Steinmauer umgebene Hauptteil der Stadt, beherbergte die große Moschee (der jetzige Dom). Im zweiten fand man die Residenz des Sultans. Den Umkreis des Hafens umfaßte das dritte Quartier, dann folgte, am heutigen Oretofluß gelegen, mit zahllosen Mühlen und Gärten besetzt das vierte, und als letztes wiederum ein Moscheenviertel. Die ganze Stadt war von Mauern, Türmen und Gärten umzirkt; außerhalb der Mauern zogen sich noch Vorstädte hin, zu denen neun Tore hinausführten. Haukal wird nicht müde, die überreiche Verschwendung der Wasserkünste zu bewundern. Unter den zahlreichen Palästen hoben sich natürlich die beiden Sultansbauten herrschsüchtig hervor. Die Aghlabiden hatten den ersten Palast auf dem weiten Platz errichtet, den in der Antike das Forum eingenommen hatte, den zweihundert Jahre später das normannische Königshaus überstieg. Die Kelbiden errichteten sich dann am Hafen einen neuen Prachtbau. Den alten, Akassr geheißen, darf sich der Besucher Palermos heute noch aus dem Massiv des Schlosses (am Südwestende der Stadt) herausdichten. Das Kelbidenschloß sucht jede Erinnerung vergebens. Nur nach ausländischen Vorbildern erbaut sich die Gestalt dieser Sarazenenburgen in vagen Umrissen noch einmal — täuscht und die Vorstellung, daß, wie die Moscheen dieser Stadt mit denen von Cordova wetteiferten, die Schlösser ihrer Emire auch an die architektonische Fülle der Alhambra heranreichten?

Dies alles sank. Fehlt uns nun auch das plastisch Fühlbare der Araberkunst, kommt auch nur noch eines Wortes Schall mit ein paar Namen aus jener Zeit zurück (Castrogiovanni = Casr Janni, Elkantara), so sollte dennoch der Lebensodem dieser edlen Wirklichkeit nicht verloren gehen. Der alte Baum mußte seine Krone dem Verhängnis beugen, aber ein Reis vor ihm wurde auf einen jungen, frischen Grund gepflanzt, auf dem es rasch zu einem neuen Wunderwipfel emporwuchs. Alles, was die Sarazenen auf diese Insel gebracht hatten, der ganze Strom ihrer Ideen, Künste und Taten stand in gesteigerter Kraft im Geist ihrer Nachfahrer wieder auf: unter der

Herrschaft der N o r m a n n e n. Durch ihre Vermittlung dringt es sich leicht in die verwehten Welten wieder ein.

Indem die Normannen die Erbschaft der Sarazenenkultur auf Sizilien antraten, zeigte sich das wundervollste Ineinanderwachsen zweier Nationalintelligenzen. Der reisige Wikingersinn und das Temperament der Wüstenwanderer ward eine siegreiche Einheit auf der vielgeprüften ultima Thule des Südmeers — ihre Sonne nahm den Anstieg zum Zenith. Wer das heutige Palermo betritt, darf an den weitausgebreiteten Kostbarkeiten dieser erwählten Stadt bewundern, wie die glücklichen Normannen den arabischen Geist aufgenommen, bewahrt und erweitert haben, bis jene schöne neue Erfüllung geboren wurde, die sich an keinem anderen Kulturplatz der Welt in solcher Eigenart offenbart. Es ist das eigentlich P a l e r m i t a n i s c h e — das nur e i n m a l da ist.

Das Griechische und die palermitanische Kunst (wie sich die Verschmelzung der arabisch-normannischen Geistwelt vielleicht am besten begrifflich fassen läßt) — beides sind die wichtigsten Kulturdinge, die uns heute an Sizilien ketten. Diese Union hütet ein Leben, für das uns die Insel wieder mit Auge und Sinn zu fassende Erscheinungen bietet.



Vorhalle des Domes Palermo

DIE STADT DER NORMANNEN

Die Porträts der Normannenfürsten glänzen wie mit dem Schimmer alten Goldes aus dem Rahmen der blühendsten mittelalterlichen Romantik. Orient und Abendland klingen in ihrem Wesen zusammen. Ein Duft von Abenteuern ist um sie her, wie ihn das Phantasiebedürfnis unserer Jugend wittert. Sie sind für uns in einen Sagenkreis hineingewirkt, und wenn wir die Namen Tankred, Bohemund, Roger und Robert Guiscard hören, so scheint es sich wie ein alter wundersamer Gobelin mit seltsam leuchtenden Farben vor uns aufzurollen, auf dem stolze, festgeschiente Ritter auf prächtigen Zeltern mit gestreckten Lanzen gegen das Gewoge der Sarazenenheere anstürmen. Das Bild vermischt sich merkwürdig mit den Gestalten des alten Kaisers Karl und Rolands, seines Knappen, und es fehlt nicht der schwarzbärtige Harun-al-Raschid. Zu der buntfarbigen Herrlichkeit rauschen die Stanzen Ariosts heran. Verwundert sehen wir,

wenn uns die Sehnsucht endlich nach Sizilien getragen hat, dort diese alten Bilder unsrer Kindheit auch im Bewußtsein des Volkes noch eingegraben, in denselben sagenhaft und zeitlos gewordenen Zusammenhängen, in denen sie uns erschienen. Hundertfach sind sie mit einer gutgemeinten Kunst und in vielen glänzenden Farben auf die Wände der berühmten kleinen Eselskarren gemalt, mit denen der Sizilianer sein Gemüse zu Markte fährt.

Aber diese poetischen Abenteuer hießen auch Wirklichkeit. Jene alten Helden stürzten sich in einen fröhlichen Kampf mit den Sarazenen. In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts geschah es, daß unter den Arabern Siziliens ähnliche Kämpfe ausbrachen wie sie den Anfang ihrer Epoche bedroht hatten. Zwei afrikanische Religionsparteien, die Schiiten und die Sunniten, hatten ihre blutigen Streitigkeiten, die sehr rasch zu städtischen Aufständen führten, auch nach der Insel getragen. In Süditalien, in Apulien, hatte sich schon vor diesen für die Araber bedeutungsschweren Jahren ein fremder Stamm festgesetzt. Das waren die Nachkommen der skandinavischen Wikinger: die Normannen. Das abenteuerlichste, kriegslustigste Volk, das je europäische Küsten befahren. Schon im achten Jahrhundert trieb sie die Unfruchtbarkeit ihrer Eisheimat, die wilde Lust am Beutemachen auf die Meere. Ihre Piratenzüge wurden der Schrecken des Abendlandes. Es gab kein Gestade, das ihrer Verwegenheit zu entfernt gewesen wäre. Diese Barbaren des Meeres verstanden sich zu ihrer ersten Seßhaftigkeit im Norden Frankreichs, der ihre wütende Unerschrockenheit schon aufs Bitterste erfahren hatte. Der Sohn eines norwegischen Jarls, der „Buchtendurchschlüpfer" Rollo stürmte mit seinen Scharen verheerend bis Burgund; mit Mord und Brand überzog er Bayeux, das heilige Chartres und Rouen, die Bischofsstadt. Das lächerliche Regime Karls des Dummen bewies seine Hilflosigkeit. Ein Aufatmen des ganzen Landes war's, als sich Rollo gegen die Abtretung des Seinegebietes zum Frieden bequemte. Er fiel ihm sauer genug, dem Sohn der Nordlandswildnis, von dem die Sage ging, daß er stets zu Fuß gehen müsse, weil jedes Roß unter seiner Körperkraft zusammenbrach.



Dom — Palermo

Als man ihm beim Friedensschluß den alten Brauch zumutete, des Königs Fuß zu küssen, packte er das Bein Karls des Dummen so gewaltig, daß die Majestät straks zu Boden stürzte. Das war der Ingrimm des Normannen, daß er den unter seinen Raubgenossen hochgeachteten Titel eines Seekönigs nicht mehr führen sollte, denn das Piratentum war ihnen der vornehmste Ausdruck jener Tapferkeit, die ihre Götter als erste Mannestugend forderten. In seinem neuen Gebiet hauste Rollo, von stammverwandten Vasallen umringt, bald als Wikinger, bald als Franzose. Er rang sich sogar den Übertritt zum Christentum ab und man sah den Riesen später mit frömmelnder Miene in Prozessionen mitwallen — aber den Dualismus, in dem sein irritiertes Gemüt herumschwankte, bekundete er an seinem Lebensausgang damit, daß er seine alten Götter und sein neues Heilsideal zugleich zu befriedigen suchte: dem Odin ließ er ein paar Dutzend christliche Gefangene zum Opfer schlachten, und der christlichen Kirche vermachte er hundert Pfund Goldes.

Rollo, als Christ Robert geheißen, war so der Begründer der Normandie geworden. Ahnherr wurde er jenes Geschlechts, dessen unmenschlicher Egoismus in Robert dem Teufel, dem Helden furchtbarer Volkssagen, Verdichtung fand, dessen glanzvolle Kriegskunst aber auch mit Wilhelm dem Eroberer Englands Triumphe feierte. Eine rasche Frucht der Zeit wuchs aber in der Einschmiegung des skandinavischen Wesens in französische Art und Sitte aus Rollos Samen. Eine Frucht von herber Süßigkeit. Der Grausamkeitszug verschwand allmählich aus der Naturanlage der Normandie-Piraten, aber es blieb ihnen die Freude an Abenteuern, die unverzagte Unternehmerlust, der Mut, der schwertblanke. Es blieb ihnen auch ein gut Teil ihrer listigen Klugheit, mit der einst der wüste Draufgänger Hastings Könige und Päpste hinters Licht geführt hatte, und es blieb ihnen zuguterletzt ihr schönstes Erbteil aus den Skaldenzeiten der Vorfahren, die Lust an Dichtung und Gesang. Das alles hatte bei ihnen den immer stark anklingenden Unterton der Begeisterung. Mit all dem Reichtum dieser schon kultivierten Naturgaben sah man bald dieses eigenartige Gemisch

skandinavisch-französischen Blutes in vielen Rittersöhnen der Normandie an den Küsten des Mittelmeeres auftauchen, sich Neuland zu ehrlichem Ritterruhm zu erwerben. Die Nachfahren Rollos, des Menschenopferers, waren nach kaum einem Jahrhundert eifrige Heilandspilger, denen Herz und Sinn für das Kreuz entbrannte, Männer, wie sie vielleicht Novalis sah:

„Wir waschen bald in frohem Mute
Das Heilige Grab mit Heidenblute!"

Und nun waren sie es auch, die die Piratenschiffe in den verstecktesten Buchten aufstöberten und zerhieben.

Die Genesis dieser nordischen Eroberer scheint wichtig genug, um den leichten Sieg des normannischen Charakters auf Sizilien zu erklären. Die reizvollen Gegensätze, die dort aufleuchten sollten, deuten auf solche Entwicklung zurück. Die Weltgeschichte brauchte eine ihrer feinsten Überraschungen, als sie aus einem so spröden und unbiegsamen Stoff ein Material von solcher Elastizität formte, daß sie aus Flatterfahrern Kolonisatoren machte. Das wurden zuerst jene vierzig Normannen, die um das Jahr 1000 auf der Heimkehr aus Palästina das von Sarazenen heimgesuchte Salerno befreiten. Die Stadt suchte ihre Retter in den Mauern zu halten — die Braven wollten aber um Gotteslohn gekämpft haben und zogen heim in die Normandie. Salerno, überwältigt von der Wundertat der Fremden, rüstete eine Gesandtschaft, und der erneuten Aufforderung zur Niederlassung und zum Sarazenenkampf vermochten die Ritter nicht zu widerstehen. „Bald zogen zahlreiche Abkömmlinge der alten Wikinger nach dem schönen Süden. Der Ruf von diesem Schlaraffenlande, von seinen Hesperidenäpfeln, Feigen und Melonen, verbreitete sich in der Normandie, und Apulien trat als lockendes Ziel allen vor Augen, welche in der Heimat aus Mangel an einem gehörigen Auskommen darben mußten oder sich, von Tatenlust getrieben, in die Ferne sehnten." (Schack.)

Da machten sich auch auf die Sprößlinge eines guten Normannenrittergeschlechts, die Söhne Tankreds von Hauteville aus dem Departement Manche: Robert, später

Guiscard („der Schlaukopf") genannt, und sein Bruder Roger, um zu sehen, welches Heil im südlichen Italien für sie zu holen sei. Robert, ein blonder Hüne mit einem eingeborenen „Willen zur Macht", wußte sich mit einer Handvoll kühner Streiche bald in Kalabrien und Apulien zu befestigen, und aus den verworrenen Verhältnissen Unteritaliens, wo sich zahlreiche, kleine Longobardenfürsten das Leben sauer machten, zog er den Nutzen des über der Situation Stehenden. Mit anderen Normannenführern jagte er die Truppen zum Papst zurück, die ihm der heilige Vater bei seinen forschen Unternehmungen in den Weg gestellt hatte. Mit verhältnismäßig geringen Opfern ward Robert Herr von ganz Unteritalien. Der neugebackene Herzog verdiente sich in diesen Jahren seinen charakteristischen Beinamen, und neben seiner „Schlauköpfigkeit" war bald sein Wagemut nicht weniger die Furcht der Nachbarn. Um z. B. den festen Platz Malvito überrumpeln zu können, war er als „Toter" in einen Sarg geschlüpft — um in dem dortigen Mönchskloster beigesetzt zu werden. Von seinen Mannen ließ er sich in die Kirche tragen, wo er plötzlich im Harnisch aus dem Sarge sprang und seine Krieger sofort mit Waffen ausrüstete. Habebald, Haltefest, Eilebeute, die drei Gewaltigen, schienen in dieser Normannenbrust ein Einheitstrifolium zu inszenieren.

In dieser merkwürdigen Zeit, die eine Gelegenheitsmacherin für tausend große und kleine Unternehmungen war, die das ganze südliche Europa mit Krieg und Kriegsgeschrei in Atem hielt, glich die Erscheinung Guiscards einem monumentalen Steinrelief unter zahllosen Wachsprofilen. Die Züge der deutschen Kaiser nach Italien, die Nöte der Päpste, die wilden Gärungen im byzantinischen Reich, die Sarazenenstürme in Spanien, Nordafrika, Syrien — dieser politische Hexenkessel verschlang Länder über Länder, Menschen über Menschen. Es war eine Epoche für Einzelgenies, die feste Entschlüsse und rostfreie Schwerter liebten. Für die war es eine Lust zu leben. Robert Guiscard und sein Bruder Roger (der bei den apulischen Glücksfällen von dem Schlaukopf sehr beknausert worden war und nichts als ein Pferd und ein

Schwert besaß) fühlten diese Lust außerordentlich deutlich und darum dachten sie zur rechten Zeit an — Sizilien. Trinacria, „der wunderbare Dreizack“, lockte sirenenhaft aus den Wogen nach Reggio, dem Sitz der Beiden, hinüber.

Diesmal hielt sich Roger vornehmlich an der Spitze des Projekts; noch mehr war er der Kopf und die Hand der Ausführung. Messina, der goldene Schlüssel Siziliens, bot sich, wie beim Einfall der Römer, auch diesmal zur Öffnung des Inseltors dar. Der Verrat eines Sarazenenführers, der aus den grimmigen Geschlechterstreitigkeiten seiner Glaubensbrüder Kapital zu schlagen hoffte, gab den Normannen bei den ersten nächtlichen Vorstößen über die Meerenge leichtes Spiel. *). Dann wurden höchste Einsätze verlangt — die „Madschus“ („Heidenhunde“), wie der Kosename der Söhne Tankreds von Hauteville wegen ihrer Trinitasverehrung bei den Moslims lautete, hatten zu zeigen, was ihre alte Wiking-Ausdauer vermochte. „Im Jahre 453 der Hedschra (1061 n. Chr.),“ so berichtet der geistreiche Araber-Gelehrte am späteren Königshofe Rogers II., Edrisi, „eroberte der höchst ausgezeichnete Fürst, höchst edle, wegen seiner Macht gefürchtete, in seiner Glorie erhabene Held Roger, Tankreds Sohn, Nachkomme der großen Frankenkönige, die hauptsächlichsten Länder Siziliens und, vereint mit seinen Gefährten, bändigte er die Häuptlinge, welche sich die Macht angemaßt. Dieser Roger konnte sich keine Rast gönnen, um die von den Häuptlingen der Insel angeführten Scharen zu zerstreuen, die Tyrannen zu unterjochen, welche sie beherrschten, seine Truppen Tag und Nacht gegen sie zu entsenden, sie durch alle Arten des Todes und der Niederwerfung zu zerschmettern und mit der Schärfe der Schwerter und mit der Spitze der geschwungenen Speere über sie herzufallen, bis er sich der ganzen Insel bemächtigt hatte. Er besetzte sie und bezwang sie, eroberte nach und nach die festen Plätze an ihren Grenzen. Und zwar dies alles im Laufe von dreißig Jahren. Aber nachdem er sich die Insel unter-

*) Roger landete zuerst an der äußersten Spitze des Hafens, da, wo heute das Fort San Salvatore droht.

worfen hatte, befestigte er den Thron seiner königlichen Gewalt, übte Gerechtigkeit über die Völker der Insel, bestätigte ihnen die freie Ausübung ihrer Religionen und ihrer Gesetze und gewährte allen Sicherheit des Lebens und des Eigentums für sich, ihre Familien und deren Nachkommenschaft."

Die Eroberung Siziliens webt sich wie ein farbenstrahlendes Ornament um das große Geschichtsgemälde des Mittelalters. Sie ist eine Gruppenfolge von Episoden, in denen die Aristokratie eines freien Mannestums aufblüht, unbelästigt von Vorurteilen und kleinen Bürgerrücksichten, ohne Verständnis für die blasse Skepsis und Unzufriedenheit kranker Zeiten, glücklich in der unentwegten Beharrlichkeit nach einem einzigen Ziel, im Bewußtsein einer Freiheit, die wirklich täglich erobert werden mußte. Dieser Normannenzug, frisch wie ein Frühlingsmorgen über das Land heraufziehend, ist das Symbol einer eroberungsfröhlichen Jugend, von der uns lange, ach wie lange die letzte Spur verschollen ist. Im Zeitalter der Maschinen steht der Mensch fast begriffslos vor einem Prinzip der Wetteiferung, bei dem es nur auf die ganz persönliche Einsetzung des Einzelnen ankam, wo die Seele vom Entschluß der Minute befeuert, der Geist auf den klugen Vorteil der raschen Abwägung eingespannt wurde und die Schärfe des Auges, die Sehnenkraft des bewehrten Armes mehr galt als der bequeme Ruhm der Stubengrübelei. Es galt größere Entbehrungen, und es gab Gefühlsvorgänge, die uns heute hart und grausam vorkommen, aber dagegen hob eine gleich verehrungswürdige Lebens- und Todesfreudigkeit unerschrocken ihr Haupt. Ein Siegesritt auf bäumendem Roß durch dämmernde Stadttore, ein Lager in Morgensonne, Wut zum Feinde und gnadevoller Sinn für Unterlegene — es waren Dinge, die Jugend, Leben, Glück wert waren und immer Neues verhießen.

Das Epos dieser dreißig Jahre ist Tassos wert, oder es verdiente einen sizilianischen Camoes, soweit die kriegerische Fanfare über diesen abenteuerlichen Szenenwechsel tönt, und auch den Wolfram verdiente es, wenn es den edeltapfern, nieverzagten, christfrommen Ritter-



Palermo Schloßhof

sinn seines Helden Roger zu feiern gilt. Diesem Epos fehlt keine Farbennuance im Kolorit seiner Begebenheiten: es zeigt die Unverzagtheit kleiner Normannenfähnlein gegen eine sarazenische Übermacht in den festen Lagerpunkten Rogers, wie in Traina, wo der Winterschnee des Ätna, Hunger und völlige Abgeschlossenheit

ein schlimmes Ende herandrohten, es preist die Unermüdlichkeit der Belagerungen vor Catania, Taormina, Syrakus, Agrigent, schildert die leichtere Eroberung von Messina (wo die zahlreich dort wohnenden Griechenchristen Freunde waren) und die Bitternis der Kämpfe, Mann gegen Mann, auf den Mauern der herrlichsten Stadt, Palermo. Von gefährlichem Bruderzwist während der Kämpfe, von amazonischem Heldenmut der Frauen Guiscards und Rogers, Sigilgait und Judith, wird gesungen. Neben den gefährlichen Hinterhalten der Sarazenen gibt es schlimmeren Verrat im eigenen Heer: während sich immer mehr Araberkräfte zu den seinen versammeln, will Rogers Sohn mit anderen Verschwörern des Vaters Glücksbau untergraben. Der gutherzige Roger, der bei der Einnahme von Trapani den Sklaven die Freiheit schenkt, muß zur Abschreckung künftiger Verräter der grausigen Morgenlandssitte folgen: ein Dutzend der „Großen" werden geblendet. Und wie viele unwillkommene Unterbrechungen der Riesenkampagne bringen die dreißig Jahre: da gilt es, in Unteritalien die aufsässigen Barone des eigenen Stammes zu bändigen — mit frischgewonnenen Sarazenentruppen! —, es gilt, dem großen, klein gewordenen Gregor dem Siebenten in Rom gegen seinen Widersacher Heinrich den Vierten zu Hilfe zu kommen oder sich gegen afrikanische Eindringlinge zu rüsten. Bis endlich die Arabertore von Balerm fallen, der Prophet abgesetzt wird und die Heerführer weinend das Kreuz küssen, das nun siegend auf der Kuppel der großen Moschee*) heraufzieht. Das kriegerische Lied von drei Jahrzehnten war verklungen — Roger, der Normanne, nahm seinen ruhmreichen Aufgang.

Nun aber sieht man die Fülle seiner Siege vom schönsten bekränzt: nach dem Zug des Eroberers wird die Duldung seine Zierde. Die Macht des Geistes, die unter den Arabern aus einem verwüsteten Lande ein Paradies erzaubert hatte, verstößt er nicht, weil er sie erkennt. Die Gefühlstoleranz, mit der zweihundertfünfzig Jahre früher die Sarazenen die Inselvölker überrascht hatten,

*) Des heutigen Doms.

erblüht unter seiner milden Hand in noch reiferer Schöne. Zu der Begeisterung, der schnell Gebärenden, findet sein Herz die Weisheit: Kultur ist Duldung. So wird er vorbildlich für alle Nachfolger aus seinem Geschlecht, er ist der Grundstein, auf dem das ragende Denkmal der Normannen auf Sizilien errichtet wird. Er gibt die heißumkämpfte Insel durch seine Taten für immer dem Abendlande zurück, aber er raubt ihr nicht den Schimmer des Orients, den er aus den Fenstern des Emirpalastes, der übernommenen Residenz, mit geflachten, weißen Dächern und hochsteigenden Kuppeln vor sich hingebreitet sieht, der bis heute noch nicht ganz verschwinden konnte. Er bereitet eine wundersame Verschmelzung von Völkercharakteren vor, wie sie auf diesem mit Rassen und Nationalitäten überreich gesegneten, durch sie so oft verfluchten Inselland nicht möglich schien. Das späte Dichterwort wird hier schon in die Wirklichkeit gedichtet: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.

Roger, des Großgrafen, Völker sehen bunt genug aus: Die meisten Gesichter auf der Insel sind zu seiner Zeit noch arabisch. Im Osten, besonders um Messina, wohnen zahlreiche Griechen, zerstreut im Lande die Anhänger der lateinischen Kirche, namentlich auch in Palermo, wohin nun auch ein natürlicher, wenn auch beschränkter Zuzug aus der Heimat der Normannen und aus den stammverwandten Niederlassungen Apuliens stattfindet. Unteritalien entsendet auch Longobarden, die sich an den Ätnaabhängen ansiedeln, und zu guter Letzt fehlen die unter den Sarazenen eingewanderten Juden nicht. Dieses Volk- und Sprachendurcheinander hält die Friedenstaktik Rogers mit einer Klugheit ohnegleichen zusammen und gibt ihm Ordnung. In religiösen Dingen hält er der glaubenswütigen Zeit das denkwürdigste Beispiel in der Kunst vor, wie man einen Gott neben dem andern ehren und gelten lassen kann, ohne ihm die Lithurgien mit Schlachtgesängen zu vertauschen. Als päpstlicher Legat Siziliens, der weise genug ist, in dieser ihm vom Papst verliehenen Würde bei allen Unternehmungen einen geistlichen Rückhalt zu suchen, stellt er die kirchlichen Rechte Roms auf Sizilien wieder her;

er, der frühere Habenichts, gründet ihm aus seinem gewonnenen Reichtum gutdotierte Bistümer und Klöster, baut in Messina, Trapani und in seiner hochgelegenen Lieblingsstadt Traina Kathedralen. Er löst auch ein Gelübde ein: Bei der ersten Landung auf Sizilien hatte er der Himmelsjungfrau für das glückliche Gelingen seines Planes die Stiftung einer Prachtkirche versprochen. Der Sieger eilt, im Gebirge ob Messina das Gelübde in Stein umzusetzen; Kirche und Kloster von Santa Maria delle Valle heben sich aus dichten Platanenwaldungen den Hügel hinan. Unter Wilhelm dem Guten fällt hier ein berühmtes Wunderbild der Madonna vom Himmel. Von der mächtigen Kirchenanlage hat die Zeit eine Zahl gotischer Spitzbogen und Säulen, die sich traurig aus dem Schutt einer Fiumara aufzustreben mühen, übrig gelassen, die Kapitäle strecken noch zwischen Blumen- und Blattwerk das alte Normannenkreuz erinnerungssüchtig hervor. Die Naturüppigkeit, von der die Kirchenhistoriker schwärmen, ist in eine starre Wildnis verwandelt, und um Rogers Mariengabe weht Vergessenheit. Mit Messina selbst sind zwei andere Kirchengründungen des edlen Fürsten untergegangen (S. Annunziata dei Catalani und S. Maria Alemanna); aber auch sie teilten früh den Verfall der großen Klosterkirche im Gebirg.

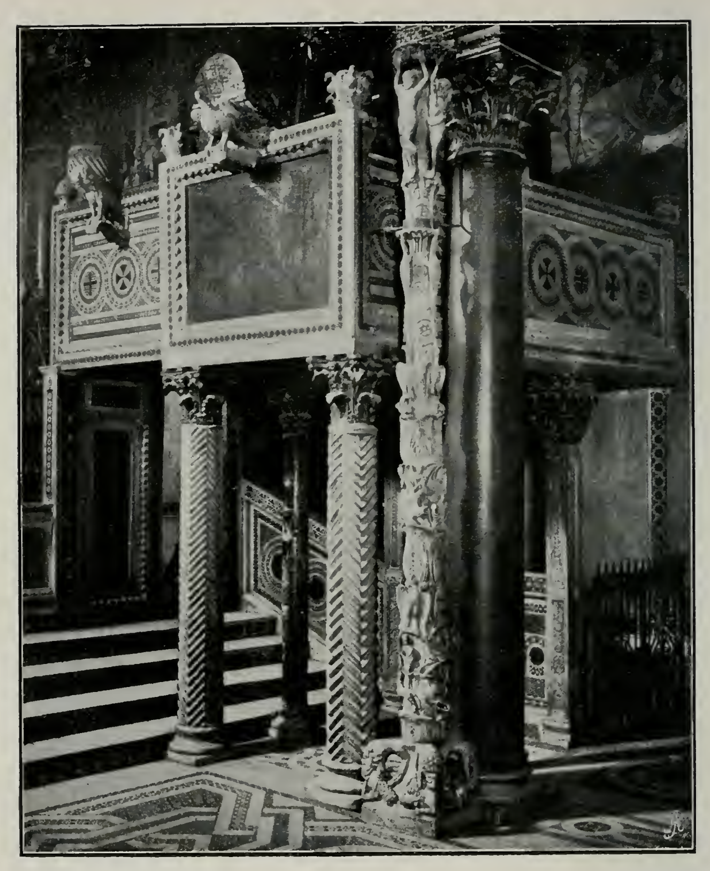
Der Großgraf, zugleich Oberherr der byzantinischen Kirche, vergißt aber auch nicht, dem Heilsbedürfnis seiner griechischen Untertanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in den Hauptorten erstehen auch ihnen Kirchen und Klöster. Die Araber endlich erleben den Genuß einer gleichen freiheitlichen Religionsübung; wenn auch in Palermo manche ihrer größeren Moscheen in christliche Kirchen umgewandelt werden, bleiben ihnen genug ihrer Gebetshäuser, von denen der Ruf des Muezzin nach wie vor den Preis Allahs verkündet. In der Pflege des Rechts herrschen dieselben Grundsätze: Jedem das Seine, also das Artgemäße. Die Normannen unterstehen dem Coutumier der Heimat, die Griechen dem justinianischen Kodex, die Muhammedaner dem Koran. Diese Gleichstellung aller zeugt bei der Besetzung der Posten im Staatsdienst dasselbe vortreffliche Resultat, und in die

Pflichten der Waffengefolgschaft teilen sich die verschiedenartigen Stämme und Bekenntnisse mit gleicher Brüderlichkeit. Bei einigen späteren Kriegsfahrten (Einnahme von Malta und von Capua) überwiegt sogar in Rogers Heer die Zahl der Sarazenen, da sie eben das Gros der Einwohnerschaft bilden. Mit dieser einfachen Praxis der Rechte- und Pflichtenteilung nach einem gleichen Maßstab bricht der Fürst dem schwierigsten Problem seines Territoriums von Anfang an die gefährliche Spitze ab. Eine Praxis, die in ihrer grandiosen Einfachheit heute kaum glaubwürdig scheint, mit Lösungen, die es noch viel weniger sind. Aber die Entwicklungshöhe, die Sizilien mit dem Aufblühen von Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft von nun an bis zum Ende des Normannentraums — ein Jahrhundert lang — erreicht, erweist die Kraft, die Ehrlichkeit solcher Grundlage. Und diese Fürsten-Individualität hatte nie über einem Handbuch der sozialen Frage gebrütet!

Die Ausgleichung des Hitzigsten, des Glaubensstreites bleibt nach den Proben von Rogers militärischen Talenten die wertvollste seiner Unternehmungen. Sein Sinn kannte nur einen Haß: gegen Proselytenmacherei. Zum großen Ärger der Missionslustigen unter den geistlichen Hütern (wahrscheinlich waren die meisten von diesen Roms Sprößlinge) duldete er keine gegenseitigen Bekehrungsversuche. Der Weise wußte, daß hier der Schürherd aller religiösen Zwistigkeiten lag, von dessen schwälender Glut die Länder wie Zunder zerfielen. Und sie mußten sich alle daran gewöhnen, nach seinem Beispiel sich gegenseitig zu dulden. Denn sie kannten seine feste Hand. Was sein Name in der Welt galt, sah man übrigens an der Werbung, die Kaiser Heinrich des Vierten Sohn Konrad um Rogers Tochter Mathildis vorbrachte*). Als Roger siebzigjährig starb, von allen gleich betrauert, klang der Normannenname vom Hekla bis zum Ätna und ostwärts bis zum Pontus Euxinus.

Er sollte weiter klingen. Der zweite Roger, des Eroberers Sohn, übernimmt mit dem Thron die Tugenden

*) Die Hochzeit fand im Jahre 1095 in Pisa statt.



Inneres der Palatina Palermo

des Vaters: die Waffenfreudigkeit und die Toleranz. Seine Herzensneigung zur Kunst und Wissenschaft macht ihn außerdem zum Erwecker alles Schönen auf der Insel. Er gibt vor allem Palermo, das unter ihm die eigentliche Hauptstadt wird, den Glanz, den es später, selbst unter den trübsten Schicksalen, nicht mehr verlieren kann. Auf seinem Schritt ist Reichtum. Seine Energie fordert Glück überall. Er erobert durch sie und durch seine ritterliche Delikatesse Amalfi und Salerno, wirft die aufsässigen

apulischen Widersacher ungezählte Male nieder, weiß den sizilienlüsternen Kaisern Lothar und Konrad dem Dritten höchst nachdrücklich zu begegnen, schlägt das feindliche päpstliche Heer kurz und klein und gewinnt dem ärgsten Feinde, der ihn einen halben Heiden schimpft, dem heiligen Bernhard von Clairvaux, eine begeisterte Freundschaft ab. Nachdem er noch in Nordafrika Mehdia und Tripolis den Berbern entrissen hat und von Guiscards Geschlecht in Apulien der Letzte ins Grab gesunken ist, wird er im Jahre 1130 vom Papst als König von Sizilien, Calabrien, Apulien, Capua und Neapel bestätigt. Sein vornehmster Helfer ist ein Araber, der Beherrscher seiner Flotte, Georg von Antiochien, für den er den neuen Titel „Admiral" findet. Vielleicht macht die starke Persönlichkeit allein dieses Mannes des neuen Königs Neigung zum Arabischen erklärlich. Während er die Edlen seines Normannenstammes mit Grafschaften und Baronien belehnt und so das Feudalprinzip in seinen Staaten begründet (das ihm vor allem die absolute Heeresfolge garantiert), sucht er die Quelle aller Bildung vornehmlich bei denen, die sie zu dieser Zeit fast allein in Erbpacht hatten: bei den Bekennern des Propheten. Sie steigen vermöge ihrer intellektuellen Vorzüge bei ihm zu den besten Stellen seines Hofes empor, dessen Ruf die Diplomaten, den Klerus und die Kriegsmänner aller Länder anzieht. Er liebt es, den geschwungenen Stil der Araber in seinen Titeln, seinen Erlassen und in seiner Lebensführung anzuwenden, er liebt den sinnvollen Schmuck, mit dem sie alle gewöhnliche Dinge verzieren, die Pracht ihrer Moscheen, das Wiegen ihrer Verse. Seine Münzen tragen arabische Prägung, die Bibelsprüche, die über den byzantinischen Mosaiken seiner Kirchen prangen, nehmen eine seltsame Mystik an, da sie in arabischen Schriftcharakteren erglänzen. Wenn er kriegsmüde ist, hält er mit seinen Vertrauten Rat und zeigt seine lykurgischen Talente. Das geschieht in seiner hohen Stadtveste, der früheren Residenz der Sarazenenfürsten, die er in eine gewaltige Normannenburg umwandelt, ohne ihr die arabische Seele zu nehmen. Ein großartiger Trutz, in Quadern und Terrassen aufgerichtet, muß sich

hier der Anmutfülle verschwistert haben, die aus Märchen des Orients wie ein Leuchten ohne Ende strömt. Die Kühnheit der Tore, die steinerne Musik der feierlichen Säulenhöfe, das Übereinander massiger Paläste mit Ziertürmen, die Sonnenruhe der Gärten schwingt in einem königlichen Rhythmus zusammen. „Mansurija", die Siegreiche, heißt Rogers Schloß; „es blendet die Augen und die Seelen erstaunen darüber", schreibt ein zeitgenössischer arabischer Reisender. Der spätere Falcandus berichtet: „Es ist aus Quadern mit wunderbarer Sorgfalt und Kunst bearbeitet; weite Mauern umschließen es von außen, im Innern strahlt es aufs prächtigste von Gold und Edelsteinen. Hier erhebt sich der Pisanische Turm, zur Wahrung der königlichen Schätze bestimmt, dort der Griechische, welcher den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert derjenige Teil, welcher Joharia heißt und äußerst reich geschmückt ist. In diesem mit den mannigfachsten Zieraten prangenden Teile pflegt der König die Stunden der Muße zuzubringen. Durch den übrigen Raum sind ringsumher verschiedene Wohnungen für die Weiber, Mädchen und Eunuchen, welche dem König und der Königin dienen, verteilt. Auch finden sich dort noch viele andere kleine Paläste von großer Pracht, in denen der König sich mit seinen Vertrauten insgeheim über Staatssachen unterredet." Einer der arabischen Hofpoeten, Ibn Omar aus Butera, singt dann von Mansurija das Preislied:

Sieh den Palast des Sieges hier
Mit seinen Zinnen vor dir ragen!
Die Wonne hat ihn ausgewählt,
In ihm den Wohnsitz aufzuschlagen.

Betrachte staunend diesen Bau,
An dem sich jedes Auge weidet,
Nicht nennen kannst du einen Reiz,
Mit welchem Gott ihn nicht bekleidet.

Und dieses Lusthaus, herrlicher
Als sonst auf Erden ein Gebäude,
Und dieser Hain die Zier der Welt
Mit seinem Grün und Duftgestäude!

Die Löwen dort am Brunnen, sieh!
So lauter sind, so rein die Wellen,
Die sie aus ihrem Rachen spein,
Wie nur im Paradies die Quellen!

Mit leuchtenden Gewändern hat
Und einem Glanz wie von Juwelen
Der Frühling dieses Schloß geschmückt
In seinen Höfen, seinen Sälen.

Beim Morgenrot wie abends, wenn
Ins Meer die Sonnenstrahlen tauchen,
Durchatmet sie ein frischer Ost
Mit seinen balsamduft'gen Hauchen.*)

Sogar bis auf den Löwenbrunnen scheint Rogers Schloß ein Gegenbild zur Burg Granadas hingezaubert zu haben. Und noch manches ist, wie sich zeigen wird, von diesem Bild gerettet und übt seinen Bann.

Aber auch dem Lykurg in sich nimmt König Roger zu Zeiten die Gesetzesrollen aus der Hand. Dann beginnt er sein Khalifenleben in der brunnendurchrieselten Abgeschiedenheit verlassener Emirschlößchen, draußen vor der Stadt, oder er baut die verfallenen prächtiger auf, wie das quellenreiche Favara, oder er dichtet neue aus dem Grün des Riesenparks, dem Genolard („das irdische Paradies"), mit dem er Palermo köstlich umgürtet hat, von Seen durchblaut, die Marmorbecken umranden, von edlem Wild fröhlich belebt. „Seine Schlösser sind gereiht wie ein Halsband, das eine Schöne sich umgelegt hat," ruft Ibn Gobar begeistert. Überall Kioske, Belvederes und Wasser, viel Wasser, für dessen vielfältige Nutzbarmachung die Araber hundert Künste wissen. Im raschgesuchten Exil, durchduftet von Lorbeer-, Myrten- und Zitronenblüten, von Bambusrohr, Papyrusstauden, schwanken Palmen umweht, versinkt der große König in die Magie der Abgeschlossenheit, lauscht in kühlen, von Marmormosaiken farbig erklingenden Gemächern den Kassiden seiner moslimischen Dichter, der Ibn Omar, Abderrahman, Ibn Beschrun, Abd al Mumim, deren Lyrik

*) Übersetzung des Grafen Schack.

prunkende Arabesken um seine Stille webt. Zu anderen Stunden hört er den normannischen Sängern zu, wenn sie von den schon sagenhaft gewordenen Helden seines eigenen Geschlechts, von Robert le Diable, berichten, oder wenn sie die wundersamen Mären von König Artus und Merlin, dem Vogelsprachekundigen, aus der schönen Normandie, der Heimat aller Ritterpoesie, herüberbringen. In den Mußestunden dieses Königs wird auch, wie Dante, Boccaccio, Petrarca der Nachwelt bezeugen, die italienische Poesie geboren, denn die Nationalsprache ist nun als junger Schmetterling der Larve des Lateinischen entschlüpft und findet eifrige Pflege.*)

Der beste Gewinn für die Kultur seiner Zeit fließt aber aus der lebendigsten Neigung des Königs zum Dienste der Minerva. Wie Toledo unter den Moros wird Palermo unter ihm eine Zentralisationsstätte der Wissenschaft. Die Araber waren etwa seit der Mitte des achten Jahrhunderts die wahren Hüter der Bildung in Europa. Sie hatten sich zuerst die großen Astronomiewerke der Brahminen angeeignet, waren die ersten Translatoren der griechischen Naturwissenschaftler und Philosophen, die dadurch erst allgemeiner in den westlichen Teilen des europäischen Südens bekannt wurden, sie hatten die Algebra, die Chemie, besonders aber die Maschinenlehre ausgebildet. Die ausgedehnten Wanderzüge des Volkes und seine Neigung zu perennierender Veränderung überhaupt befruchtete den naturwissenschaftlichen Trieb in ihm außerordentlich — in der Länderkunde der Zeit geben die Araber uns allein zuverlässige Auskunft.

Hier ist Rogers tiefstes Interesse. Lange Tage gehören seinem Liebling, dem weisen Edrisi, dem Geschlecht des Propheten entsprossen — er gibt ihm den Auftrag zu einer Kosmographie, die zu einem standard work des Mittelalters wird; eine silberne Riesenkarte der bekannten Welt wird unter des Königs sorgfältigster Mitarbeit hergestellt. Oder er sitzt mit Abu Salt, dem Astrologen, zusammen, um mit ihm die Geheimnisse des Sternenlaufs zu ergründen. Anderen aus seiner Gelehrtenrepublik wird die Aufgabe, Gespräche des Plato und die Optik

*) Als Vater der italienischen Dichtkunst gilt Ciullo d'Alcamo.

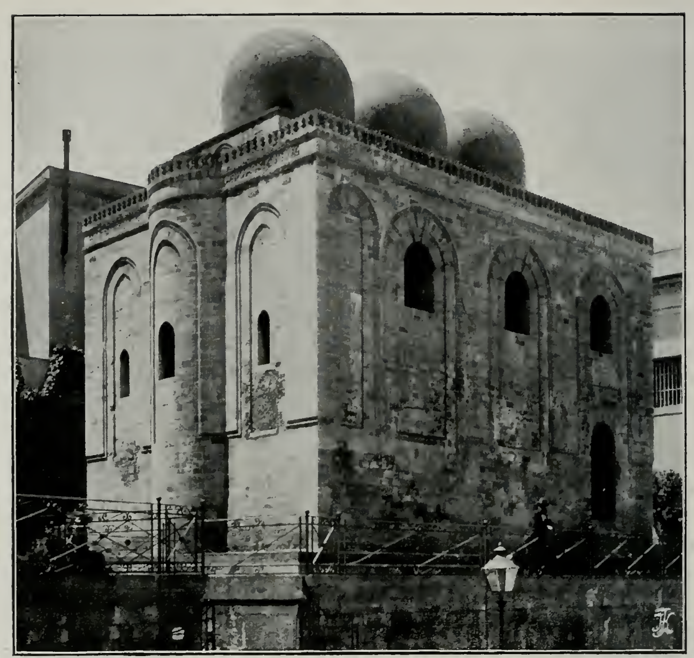
des Ptolemäus zu übersetzen. Die Theorien der Maschinenlehre rauben ihm die Nachtruhe, sein Geist ist ein Wanderer, der von keiner Ermattung weiß. Auch nach dem Festlande Italiens ist seine Sorge stets unterwegs: Salerno, an dem Gelehrte seiner drei Nationen dozieren, wird durch ihn die berühmteste medizinische Schule Europas. So läßt er die Kräfte jeder Provenienz das Rund der Zeit mächtig durchmessen.

Und schließlich verschmäht er die genüßlichen Lieblingsbeschäftigungen der nordischen und der östlichen Khalifen nicht: die Jagd und die Frauen. Die Mosaiken im „Rogerzimmer" des heutigen Schlosses zu Palermo erzählen vom Waidwerk so lebhaft wie nur immer die Fresken alter deutscher Waldschlösser, und an den Augen schöner Sarazeninnen wie am blonden Stolz der Normannenfräulein fand der schönheitsfreudige König gleichen Gefallen. Daß die Königsbarken mit Silber und Gold geschmückt und immer bereit seien, ihn und seine Weiber zu ergötzen, versichert ein jüdischer Besucher des Hofes. Namentlich Favara scheint für derlei Belustigungen ein goldener Tummelplatz gewesen zu sein, denn von diesem „Schloß der Schlösser", dessen Park neun Bäche durchziehen, singt der arabische Dichter:

> Die Liebe trinkt aus deinen Seen
> Ein wonniges Behagen —
> An deinem Strome hat ihr Zelt
> Die Wollust aufgeschlagen!

Im übrigen folgen auch die Christenfrauen dem maurischen „Zug der Zeit"; ihre Sitten und ihre Tracht zeigen es. Mit vornehmer Zurückgezogenheit eint sich die Vorliebe für überreichen Schmuck, Salben und Wohlgerüche; für die Verschleierung. Es bleibt eine auffallende Nachwirkung jener Jahrhunderte, daß noch heute die bürgerliche Frauenwelt der sizilianischen Städte manchen Einschränkungen unterworfen ist,*) die der Italiener des Festlandes nicht kennt. „Der gute Ton erheischt es z. B., daß bei einem Besuche alle Frauen zusammen auf einer Seite, alle Herren zusammen auf der andern Seite stehen

*) Vgl. Castrogiovanni (Seite 45).



San Cataldo Palermo

oder sitzen; zwischen den Geschlechtern liegt etwas Scheues, Steifes. Wer etwa an einen Gutsbesitzer in abgelegener Gegend empfohlen ist, wird mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen; das ganze Haus steht dem Fremden zu Diensten, doch die Dame des Hauses und die Töchter bekommt er nicht zu sehen." (Schneegans.) Bei den Abendgesellschaften, Bällen usw. tritt die Absonderung der Geschlechter noch peinlicher hervor. Mann und Weib werden von Hause aus sorgfältig vor Annäherungen behütet, und die Ehe kommt nur durch langwierige heimliche Straßen- und Balkonverständigungen zwischen zwei Liebenden zustande. Das Grundmotiv zu diesen noch rein moslimischen Sitten ist die hervorstechendste, durch den Araber noch verschärfte Eigenschaft des Sizilianers: die Eifersucht. —

Trotz seiner Liebhaberei für die singende, klingende

Morgenlandswelt bleibt König Roger der Hasser aller Weichlichkeit. Er ist nur der Sammler der vielen Gaben, die sein Stück Orient auf italienischem Boden ihm darbietet, aber er läßt sich nicht von der leicht irritierenden Macht dieser in Überfülle hereingedrungenen Fremdkultur erdrücken. Wie der Normannengeist das Maurische sich assimiliert, aber nicht zur überlegenen Herrschaft kommen läßt, davon sprechen die geistlichen Bauten Palermos aus diesen Zeiten. Roger verliert die christgewordene Wikingerseele nicht in sich. Und wenn er die Kirchen, die er als guter Katholik errichtet: La Mortarana, San Cataldo, San Giovanni degli Erimiti und das Wunderwerk der Palatina in Palermo, die Kathedrale von Cefalù, in kostbarem Schmuck erstrahlen läßt, zu dem ihn die Vorbilder arabischer Moscheen lieblich lockten, so ist er mit einem so erhabenen Ernst verwendet, läßt eine so bezwingende Tiefe aufsonnen, daß dem Ausdruck des christlichen Gedankens kaum auf Erden etwas Gleiches an die Seite zu stellen ist — besonders, wenn der von Rogers Enkel, Wilhelm dem Guten, ganz in jenem Geiste nachgeschaffene Dom von Monreale mit in diese Reihe tritt.

Das Poetische in Roger, dem König, zieht sich zum Sarazenentum, das ihm soviel Gutes brachte und ihm natürlich den Tadel mancher Chronisten einträgt — der Normanne hält sich an die Unbestechlichkeit seiner Intelligenz. Seine Kritik ist immer auf der Lauer, und er hat von den weisen Muhammedanern seines Hofes in den freien Diskussionen über die letzten Dinge des Daseins gelernt, daß unser bestes Wissen ein Nichtwissen sei. Solche heilvolle Skepsis ist die Basis seiner hohen Toleranz. Seine Justizpflege ist berühmt durch ihre Fernhaltung von Volks-, Religions- oder Personenrücksichten und ihre — Schnelligkeit. Manche mehr ins Psychologische fallende Rechtsprobleme werden allerdings auch bei ihm nach dem Brauche der Zeit durch Gottesurteile erledigt; es gibt Feuerproben und Zweikämpfe. Er hebt durch seinen Scharfblick für gute Verwaltungsbeamte die Finanzen der ganzen Insel. Das Gewerbe erfährt eine wichtige Belebung durch die Einführung der Seidenweberei, durch die Errichtung von Werkstätten für die musivische Kunst,

in der Araber und Byzantiner glänzen. Es ist kein Wunder, daß sein Lob schon zu Lebzeiten laut ertönt, daß die normannischen Geschichtsschreiber in den Klöstern, Amatus von Montecassino, Wilhelm von Apulien, Gottfried von Malaterra, sorgfältig seine Taten aufzeichnen. In der Kriegsführung fehlen auch hier die Schrecklichkeiten nicht, in denen sich die abendländischen und die orientalischen Heere gegenseitig Lehrmeister waren, die auch den Namen Barbarossas schwärzten. Räubereien, Folterungen, Sklavenverkäufe wirft der Chronist Falco von Benevent den Truppen Rogers namentlich bei der Einnahme des Klosters Montecassino vor. Zwischen den Eingeborenen und den Kriegern Rogers — die ja in der Mehrzahl Araber waren — gibt es nicht selten arge Reibereien, und es fehlt auch nicht an hinterlistigen oder handgreiflichen Gehässigkeiten zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, wobei die christlichen Geistlichen sich in der Hetze gegen die Allahanrufer brav hervortun. Aber dies alles weicht vor den Friedenssegnungen zurück wie die trübe Flut eines Gebirgsstromes sich in der blauen Ruhe des Südmeeres begräbt. Nicht Mars, sondern Ceres regiert die Stunde. Manche der verlassenen Griechentempel auf der Insel, Zeugen alter goldener Zeiten, sehen noch einmal verwundert ein frisches Leben um sich sprießen. Der vielgereiste Edrisi preist in seiner Beschreibung der Insel das Palermo König Rogers als „die schöne unermeßliche Stadt, die ausgedehnteste und erhabenste Hauptstadt der Welt“, er rühmt auch den Glanz der übrigen Städte Siziliens: von Tirmah (Termini, das alte Himera), Gafludi (Cefalù)), Massini (Messina; „es ist zu den ausgezeichnetsten und wohlhabendsten Städten zu zählen“), Tabarmin (Taormina); Kataniah (Catania; auch „Beled al Fihl“, Stadt des Elefanten, nach einem im dortigen Dom aufbewahrten Talisman, genannt), Sarakusah (Syrakus), Girgenti („dessen Häuser die Augen durch ihre Schönheit blenden“) und Cassr = Janni (Castrogiovanni; „die stärkste der von Gott geschaffenen Städte“). Über das alles hebt der „Dschebel an Nar“ („der Berg des Feuers“, der Ätna, den die Italiener auch Mongibello nennen) sein einsames Gigantenhaupt. —

Das Geschick der Insel bestimmt ihr immer nur einen kurzen Blütentraum. So tönen auch die Strophen des festlichen Normannenliedes nur ein raschverhallendes Jahrhundert lang. König Rogers Sohn, Wilhelm der Erste, ein misanthropischer, mit Vorliebe den Haremsfreuden ergebener Halbkönig, zieht schnell in der Erinnerung der Inselvölker vorüber und nimmt von ihnen den unverblümten Zunamen „des Schlechten" mit. Unter seinem Regime übt der Sohn eines Ölhändlers, Majo, als Großadmiral sich in Unterdrückungen und Bosheiten; Parteienwirtschaft unterminiert den Boden. Überall Aufstände; die afrikanischen Besitzungen gehen verloren. Die auch nach Sizilien ausgestreckte Hand Barbarossas weiß Majo allerdings durch eine geschickte Papstpolitik im Griff aufzuhalten. Verschwörung entthront den König, Gegenagitation holt ihn aus dem Kerker zurück. Aber Rogers Sohn vergräbt sich timonisch in die Verschwiegenheiten seines neuerbauten Lustschlosses La Zisa. Erst der Enkel wuchert wieder aufs Glücklichste mit dem anvertrauten Pfunde. Wilhelm der Zweite, „der Gute", dem eine kluge Mutter zwei der tüchtigsten Männer aus der heimatlichen Normandie für das Erziehungsamt bestellte: Petrus von Blois, Stefan von Perche, entfaltet noch einmal alle Tugenden der Dynastiebegründer: Die eingerissene Finanzmißwirtschaft, die drohende Zersplitterung der geistigen und physischen Kräfte seiner Provinzen sucht er mit jedem Mittel aufzuhalten. Ein Zwiespalt von wilder Hartnäckigkeit ist aufgeklafft aus dem Ehrgeiz der Hauptparteien am Hofe, der Araber und der Normannen, der sogar den Petrus von Blois in die Heimat zurücktreibt mit dem Stoßseufzer: Sizilien ist ein Tor der Hölle geworden! Auch dieser Not wird der „gute Wilhelm" Herr wie so mancher anderen, die ihn aufs Festland treibt. Barbarossas Italienwut wird endlich nach vierundzwanzigjährigem Kampfe und den letzten schweren Niederlagen durch den Frieden von Venedig gehemmt, der der Politik Wilhelms Sieg und Sicherheit gibt. Unglücklich läuft seine Unternehmung gegen Byzanz aus, wo die Anhänger der lateinischen Kirche von den Griechen hart bedrängt wurden. Er erobert zwar Dyrrhachium in

Illyrien und Thessalonich, das eine fürchterliche Schlacht fordert, muß aber dem jüdischen Kaiser Isaak Angelus schließlich den Erfolg lassen. Dagegen gelingt ihm eine andere Glaubenstat: die Städte Tyrus und Tripolis werden durch ihn vor der Wut des Sultans Saladdin gerettet und dem Königreich Jerusalem erhalten. Seinen schönsten Ruhm sammelt sich aber auch Wilhelm II. auf den Feldern der Gesittung. „Die königliche Freigebigkeit verteilte Schätze unter alle,“ heißt es von ihm. Seine Volkstümlichkeit macht ihn so glücklich wie die Bewohner seine rastlose Arbeit am Wohlstand. Er ist vielleicht noch mehr der arabischen Kultur zugeneigt als König Roger und des Lebens Erheiterungen zu genießen treibt ihn eine üppig schwelgende Sinnenlust. Er liebt den Prunk, aber er liebt ihn mit dem feinen Geschmack, der nun schon Erbteil geworden war. Das Geschlecht der Hauteville erreicht unter ihm das höchste Ansehen in Europa. Heinrich des Zweiten von England Tochter wird sein Weib.

Sein Andenken in Sizilien und Süditalien ist keine Phrase. Es hat so große Lebendigkeit, daß es die letzte Ehre im Himmel Dantes findet (Div. Com., Paradiso, XX, 61, 62):

„E quel che vedi nell' arco declivo
Guglielmo fu, cui quella terra plora.“ *)

Das sichtbarste hinterläßt er freilich durch das Mittel der Kunst. Er erschafft ein Bauwerk, dessen Schönheit noch nach acht Jahrhunderten den höchsten Jugendglanz behalten hat: Den Dom von Monreale, das strahlende Ziel jeden Sizilienfahrers. Auf der Höhe des Waldgebiets, in dem König Rogers Jagdhorn scholl, über dem Goldenen Muscheltal, das ein mächtiges Bergamphitheater umzirkt, erbaut er an der Stätte einer uralten halbversunkenen Klosteranlage die thronende Kathedrale. Seine zweite Tat ist der Neubau des Palermitaner Domes. Der Zahl der Lustschlösser bei Palermo fügt er ein neues hinzu, das in einem Lorbeer- und Fruchthain versteckte

*) „Sieh Wilhelm, wo der Bogen abwärts strebt,
Ob dessen Tod des Landes Bürger weinen.“

Cuba. Hain und Schloß sind schon im sechzehnten Jahrhundert wüste gewesen; ein paar arme Überreste und der arabische Name sind bis heute geblieben.

* *
*

Der Untergang eines Geschlechts, das über seine Zeit einen spurenreichen Fuß setzte, hat immer seine besondere Tragik. Wenn es seine Dynamis noch nicht ausgewirkt hat, wenn der Born seiner Verheißungen noch in voller Frische schäumt, erschüttert der jähe Abbruch des Munter-Tätigen wie das Hereinbrechen einer Naturgewalt, die blind das mühsam Errungene niedertritt. Das Ende der Normannenherrschaft war ein Schicksalsdrama, das eine Jugend mordete. Wie ein düsteres Symbol ging ihr das Erdbeben von 1170 voraus, das halb Messina, ganz Catania verschlang, die Umgegend von Syrakus zerstörte. Das politische Verhängnis brach durch eine folgenschwere Heirat herein: der schlaue Barbarossa hatte sie dem kinderlosen Wilhelm dem Zweiten abgerungen. Heinrich, Barbarossas Sohn, heiratete König Rogers nachgelassene Tochter, Konstanza, und erwarb damit die Anwartschaft auf das Königreich Sizilien-Apulien. Ein schlimmer Ruf ging diesem Hohenstaufen, dem nachmaligen Kaiser Heinrich VI., vorauf. Die finstere Ahnung des Kundigen liest man aus den Worten des bedeutendsten sizilianischen Historikers Falcandus: „Wie der Sohn den Tod seiner Mutter nicht trockenen Auges anzuschauen vermag, so kann ich an die bevorstehende Verwüstung dieses Sizilien, das mich so freundlich an seinem Busen gehegt und erzogen hat, nicht ohne Tränen denken. Schon glaube ich die wütenden Horden der Barbaren zu sehen, wie sie in gierigem Ungetüm herandringen und unsere reichen Städte, unsere blühenden Ortschaften durch Mord verwüsten, durch Raub verheeren, mit ihren Lastern beflecken.“

Sie drangen heran. Der Volkswille hatte sich, vor den Fremden ergrimmend, an einen letzten, nicht anerkannten Sprossen der Normannen geklammert und den unehelichen Enkel König Rogers, den tapferen Tankred von Lecce, auf den Königsthron gehoben. Er hielt sich mit

großem Glück gegen den wütenden Heinrich und zweifellos hätte der Segen der Hautevilles noch weiter das bange Land beglückt, wenn die Fügung nicht auch diese letzte Hoffnung abgeschnitten hätte. Tankred und sein Sohn Roger starben kurz hintereinander. Übrig bleibt der unmündige Wilhelm. Das ist Heinrichs Stunde. Der im voraus Verhaßte zieht heran, und das unglückliche Messina ist es wieder, das auch diesem Entarteten die Tore öffnen muß. Er erweist sich seines Rufes würdig. Über Syrakus und Catania, die sich ihm mutvoll entgegenstellen, werden fürchterliche Strafen verhängt. Den Tapfersten, die in die Gewalt seiner Übermacht fallen, läßt der Scheusälige die Haut bei lebendigem Leibe abziehen. In Palermo, wo er sich von dem bebenden Erzbischof krönen läßt, zeigt er sein Barbarengesicht am deutlichsten. Das Bewußtsein, es nur mit einem unmündigen König und dessen schwacher Mutter zu tun zu haben, verlockt seine satanische Seele zu einem rasenden Schlußspiel: Mit dem Vorwand, der kleine Wilhelm III. hätte mit seinen Anhängern eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, läßt er den Knaben vor sich führen und ihn blenden. Er wird nach der Feste Ems in Vorarlberg geschickt; dort sinkt sein armes Leben bald zusammen. Die Königin-Mutter und ihre Töchter wandern in ein elsässisches Verließ. Die Strafe, die den König traf, erleiden auch die Getreuen des alten Hofes, darunter der große Admiral Margaritus. Ein Entsetzen fliegt durch alle Lande ...

Das war das Ende der Normannen. Ein Geschlecht war jäh vernichtet, dessen glühe Kraft alles, was von ihm berührt wurde, wie ein magnetischer Strom durchdrang. Seine jugendliche Unverbrauchtheit weckte im Umkreis seiner Wirkung Energien, die wohl auf einem so vielfach heimgesuchten Boden sonst nicht mehr Leben gewonnen hätten. Nur fünf Fürsten hatten ihm gedient, allein es lag in der metaphysischen Sphäre dieser Naturen, daß sie, vielleicht einen ausgenommen, unbewußt die Gaben ihrer Persönlichkeiten auch da für alle furchtbar machen konnten, wo nur von einer individuellen Vorliebe zu sprechen war. Es war eine Autokratie, die



San Cataldo, Inneres Palermo

diese ehemaligen Lehnsherren — Inhaber von Baronien, wie viele andere ihres Stammes — durchzusetzen wußten; nur ihr Wille beherrschte das merkwürdige Konglomerat ihrer Völker; sie waren die Inauguratoren eines ritterlichen Feudalrechts, das in ausgeprägterer Form nicht denkbar war. Das ganze System ihrer Herrschaft, uns Heutigen vielleicht ein Atavismus, war aber zugleich ihre

ganze Stärke, denn es besaß natürliche Festigkeit in dem freien, menschlichen Rittertum, das nur ein Prinzip verfocht: es mit den Starken aufzunehmen, die Schwachen aber zu schützen. Dieses ungeschriebene, vielmehr eingeborene Programm stand ihnen fest wie die Sterne, an die sie glaubten. Sie zögerten nie, die „Junker" — also die Genossen ihrer Kaste — zu züchtigen, wenn sie sich gegen diese Überzeugung vergingen; sie begegneten der Kirche mit Achtung als der Hüterin notwendiger Ideale, aber sie gestatteten ihr ebensowenig Einmischungen oder Übergriffe, die den politischen oder wirtschaftlichen Frieden störten. Der Landmann war ihnen soviel wert wie der Kaufmann; sie vertraten die Anschauung, daß zu jeder Art von Tätigkeit ein Fertigsein nötig sei, und dieses Fertigsein sei in sich mit jedem anderen identisch. Mit dieser klaren inneren Erfahrung war es ihnen möglich, zwischen den Ständen, den Bekenntnissen, den Nationen, zwischen fast unnatürlichen Mischungen, alle Spannungen zu beheben und eine Gleichheit der Interessen herzustellen, die unglaubwürdig scheint, von der uns aber eins am sichersten Kunde gibt: der rapide Aufschwung ihrer Provinzen. Sizilien hat kaum eine glücklichere Zeit erlebt. Man zählte achtzehn größere Städte, dreihundertzwanzig befestigte Plätze, etwa neunhundert Dörfer und Flecken*) auf der Insel. Die fast unlösliche Aufgabe, vor die einst der erste Roger gestellt worden war, als er ausging, mit ein paar Schiffchen und einem Fähnlein Reitersleuten die lockende Insel zu erobern, hatten er und seine Nachfahren zu einem glanzvollen Ende geführt. Die Normannen zwangen Kaiser und Päpste zu ihrem Willen, ihnen selbst schwebte immer der Traum voran, den byzantinischen Imperatorsitz zu erklimmen. Ihre merkwürdigste Leistung bleibt wohl die, daß sie dieselben Sarazenen, denen sie in dreißig Jahren härtesten Ringens des Land entrissen hatten, in ein überzeugtes Mitkämpfervolk für ihre kriegerischen Intentionen wie für die holden Werke ihrer Friedenszeiten umzuwandeln vermochten.

*) Heute besitzt Sizilien kaum ein Drittel dieser kleineren Ortschaften.

Von den staunenswerten Erfolgen dieser Aristokratenherrschaft bleibt noch ein bezeichnendes Resultat: während dieses kurzen Normannenjahrhunderts schweigt die Volksopposition. In krasseren äußeren Manifestationen als heute, wo jeder „Kulturmensch“ sein wahres Gesicht hinter einer sondierenden Diplomatenlarve verbirgt, standen sich damals die Charaktere gegenüber; der Gerade, Unverzagte und der Feige, der Schleicher und Intrigant gerieten leichter und rascher gegeneinander. Da diese Generalparteien zum eisernen Bestand jedes Staatswesens gehören, müssen auch am Königshofe zu Palermo ihre Richtungen gegeneinander gekämpft haben, die einen mit der bereiten Faust, die anderen mit der Kunst des Hinterhalts. Daß diese zerstörenden Untermächte nicht zu einer fatalen Wirkung auf die Klassen und Konfessionen der Bevölkerung gelangten, um sich dann in bohrende Unzufriedenheit der Massen umzusetzen, kann wohl nur der ewig wachen Sorge, der unmittelbaren Influenz der blauäugigen Könige aus der Normandie und dem sichtbaren Walten ihres Gerechtigkeitssinns zu verdanken sein.

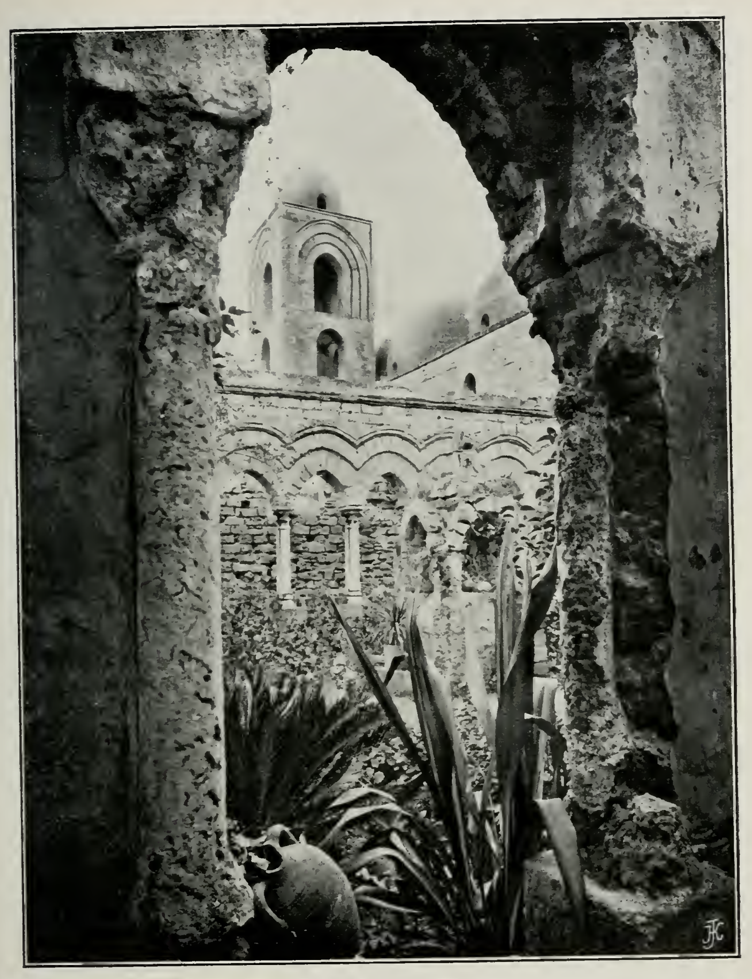
Eine tragische Verwicklung des Geschicks war es, die dieses Geschlecht nahe der Höhe seiner Erfüllungen vorzeitig fällte.

* *
*

Ehe wir die bleibende Hinterlassenschaft der Normannen, die „palermitanische“ Kunst in der Hauptstadt und an den Orten Siziliens, wo sie sonst noch genossen werden kann, aufsuchen, sei dem Schicksal der Insel mit ihrer letzten Blüte bis zum Beginn des Verfalls noch kurz nachgegangen. Denn Kaiser Friedrich II., des größten Hohenstaufen, Herrschaft über das Inselland zaubert noch einmal, zum letztenmal, die Fata Morgana eines hohen Glücks über den Horizont Siziliens. Wie in einer prangenden Spätlingsblüte, überreich an Farbe und Duft, sammelt sich in ihm vor dem schmerzlichen Abschied von der Sommerfülle noch einmal alle Schönheitsmacht, von der die Insel, gleichsam zur Aussöhnung für ihre jahrhundertelangen Leiden, so viel empfangen hatte.

Dem Bluthund Heinrich wurde von seiner Gemahlin

Konstanza — während er sengend und mordend durch Sizilien zog — in dem kleinen Bergnest Jesi in der Mark Ancona ein Sohn geboren, der ihm wie eine Sühne für seine Verbrechen nachfolgen sollte. Ihn selbst, den Schrecken seiner neuen Untertanen, streckte schon nach drei Jahren in Messina ein Fieber nieder. In den Jahren der Unmündigkeit Friedrichs sah sich seine bedrängte Mutter Konstanza zur Anerkennung der päpstlichen Lehnsherrschaft über Sizilien gezwungen; ein Jahrzehnt genügte, völlige Anarchie über das italienische Erbgebiet des Hohenstaufen hereinstürzen zu lassen. Die Pfaffen, die Feudalherren und die deutsche Partei am Hofe brachten grenzenlose Verwirrung über die Königreiche Apulien und Sizilien. Der in harter Schule reif gewordene König, ein fester, draufgängerischer Charakter, durchaus seinem mütterlichen Normannenblut gehorchend, hob in zweiundvierzigjähriger Regierung ein Herrschertum hoch, dessen Wurzeln schon bedenkliche Zerfaserungen gezeigt hatten. Von seinen sechs Kronen — Roms Kaiser-, Deutschlands Königskrone, die von Sizilien, Burgund, Jerusalem und die Eisenzier der Lombarden — war ihm die seines südlichen Inselreiches am meisten vom Haupt ins Herz gewachsen. Ihr gehörte seine ganze Unermüdlichkeit. Sein politisches Leben war ein ewiger wütender Kampf mit den Päpsten, von denen er nicht weniger als drei Bannflüche einsteckte. Aber er brach dennoch die römische Knechtschaftskette ebenso wie die hochgestiegenen Barrieren der Adelsüberhebung — sein Absolutismus, von dem ihn eine Vorstellung eigener Art beseelte, hatte Ideen überraschendster Modernität eingesogen. Nachdem er als seine Hauptstütze das Bürgertum erkannt hatte, ging er den Vorrechten der Junker und des Klerus grimmig zuleibe und machte dafür bedeutsame Anfänge in einer Volkspolitik: das „Stände-Parlament“ der Normannen erweiterte er durch Provinziallandtage, und die Städte konnten ihre Abgeordneten zu den Beratungen der Staatsbeamten entsenden. Die Verwaltung selbst unterstellte er einer scharfen Disziplin. Eine imponierende Einheit, die etwas von der besten Zeit des antiken Rom hatte, sprach sich in seiner Erweiterung der alten Normannen-



San Giovanni degli Erimiti Palermo

gesetze, in seinen hochberühmten Constitutiones Siculae, aus. Daß er der Industrieentwicklung ein erregtes Interesse zuwandte, zeigt ihn wiederum als energischen Fortschrittler. So trieb er die Verlotterung aus seinem Sizilien rasch wieder hinaus — und nur ein Makel bleibt

auf diesem, dem unvergeßlichen Roger sonst so ähnlichen Hohenstaufen haften: daß er, der aus seinem religiösen Indifferentismus kein Hehl machte, sich, wenn er Vorteile bei der römischen Kurie erhaschen konnte, zu Ketzerverfolgungen hergab. In allem holte er sonst die schöne Normannenzeit zurück, sein südliches Lieblingsreich stand im Gegensatz zu seinem deutschen Besitz so fest und geordnet, daß dieser letzte Ruhm Siziliens auch sein nachhaltigster werden sollte.

In seinem wechselnden Charakter lag die Leidenschaft und die Härte neben der besonnenen Ruhe und der Empfindungstiefe; seine ritterlichen Künste waren so gepriesen wie die nie rastende Betätigung seines Geistes in allem, was die Pflege des Schönen anging. Nicht nur der Vergleich mit dem zweiten Roger drängt sich heran — man ist auch versucht, bei diesem Fürsten an die Theorie von der ewigen Wiederkunft kongruenter Erscheinungen nach einer neuen Seite hin zu denken: die Gestalt seines preußischen Namensvetters, der ein halbes Jahrtausend nach ihm kam, steigt fast ungerufen herauf. Denn ein drittes Moment tritt zu den wundersamen Mischungen: das germanische, das sich hier mit den angestammten normannischen und italienischen Temperamenten in eine natürliche Verschmelzung begibt. Der Krieger und der Dichter in Friedrich dem Zweiten offenbaren überall diese Amalgamierung. In ihr lag der letzte glückliche Effekt unter den ungezählten Verbindungen, von denen Sizilien schon immer die seltsamsten empfangen hatte.

Friedrichs Drang zum Spirituellen schließt sich (als ein bedeutungsvoller Ausstrom) der Intensität des Normannentums in der Pflege des Geistes an. Auch der Hohenstaufe, dem Erziehung und Weltsinn soviel Stabilität wie Leichtigkeit verliehen hatten, verbrüderte noch einmal Orient und Occident. Abendländer und Sarazenen sammelten sich um ihn in der Burg zu Palermo, dem Lustschloß der Favara. Künste und Wissenschaften feierten an diesem Königshofe, ihrem alten Zentralpunkt, vor dem noch ungeahnten Zusammenbruch ein Abschieds-Symposion. Vor allem die Naturgeschichte. Der „erste ausübende Zoologe des Mittelalters“, wie Cuvier Friedrich den Zweiten preisend

nennt, ließ von seinem Leibarzt Michael Scotus eins der gewaltigsten Werke der Antike, die Tiergeschichte des Aristoteles übersetzen; er selbst schrieb eine grundlegende Abhandlung über die Falkenjagd. Überhaupt wurde die Translatorenarbeit der Normannen in der griechischen Literatur sorgfältig erweitert. Auf einem noch viel wichtigeren Fundament gewinnt Friedrichs Weiterbau die wertvollste Bedeutung: die Architektur der italienischen Volkssprache hebt jetzt Mauern und Pfeiler. Friedrich, der Zoologe, wird zum Minnesänger. Der Hof wird zur Dichterschule. Wie der Vater üben sich Enzio und Manfred rhythmisch in den frischen Lauten, die dieser Sprachfrühling heranweht. Sein Erwecker, Ciullo d''Alcamo, präsidiert dem Musenhof, an dem auch die besten Räte des Königs Adepten sind, vor allem sein Vertrautester, Petrus de Vinea, der Meister der Beredsamkeit, der beste Mitkämpfer des Fürsten gegen die Papst- und Pfaffenwirtschaft. Es sind Jahre der Verheißung, diese Abschiedsjahre . . .

Friedrich als Bauherr hat auf Sizilien keine Andenken gelassen. Es erstanden hier unter ihm weder neue Paläste noch Sommersitze. Umso größeren Eifer wandte er dem Ausbau und der Befestigung der Provinzstädte zu. Das von seinem Vater verwüstete Catania ließ er neu erstehen; eine junge Trutzburg, die Rocca Orsina, hütete die Stadt. Das benachbarte Augusta verdankt ihm die Existenz. Die verlassene Sarazenengründung Alcamo unweit Segesta, der Geburtsort des Ciullo, ward von ihm auf einer benachbarten Bergspitze wieder in ein fröhliches Leben zurückgerufen. Die größeren Städte Messina, Syrakus, vor allem Termini, das er mit dem Lob ,,splendidissima" schmückte, durften sich mancher Privilegien rühmen. Überall war sein Auge, sein Arm, sein Wille.

Die Kulturstimme, der die Normannen und ihre geniale Steigerung, Friedrich der Hohenstaufe, ihr immer waches Ohr geliehen hatten, vertönte traurig im Leeren. Wie ein letzter Komet flog diese Erscheinung über den ersterbenden Himmel. Das Debacle kam, sich selbst überstürmend. Die schmerzliche Fügung, die den Samen Hauteville vernichtet hatte, fand eine schmerzliche Wieder-

holung. Friedrichs Lieblingssohn Enzio, der den Bolognesern in die Hände gefallen war, verschmachtete im Kerker, Manfred fiel im Kampfe bei Benevent gegen Karl von Anjou, den der Wille des Papstes zum König von Sizilien bestimmt hatte. Des Eindringlings viel beklagtes Opfer wurde dann Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Wie Traum und Sage summt es herüber aus der beglückten Welt des edlen Friedrich. Die Volkspsyche nimmt ihn auf, sieht in schweren Jahrhunderten in ihm die Kulmination eines legendenhaft gewordenen Glücklichseins, windet um sein goldiges Bild stetig neue Immortellen. Die Stammestrennungen verschwinden; er identifiziert sich mit den ersten Begründern eines mittelalterlichen Kulturreichtums, in dessen Aufnahme und Ausschöpfung die Insel der Völker und Schicksale keinen Rivalen kannte. Um den Aschenkrug der Vergangenheit sieht das sizilianische Volk heute noch die Rosengirlande gewunden, deren Blüten sich geschwisterlich zu König Rogers und König Friedrichs Namenzügen verflechten.

Die vier Epochen des Glücks, die Siziliens Leben bedeuteten, und von denen diese die letzte war, scheinen in einem seelischen Zusammenhange zu stehen. Es ist, als ob der Geist des alten Hellas fortzeugend seine Kraft geübt hätte. Von ihm ging die hohe Tendenz aus, daß ein Errungenes voll abgeschlossener Lebensfülle sich zu immer neuer Macht wiedergebären müsse. Vielleicht war es das stille Fortwachsen dieser Tendenz durch die Jahrhunderte, daß die Verpflanzung der sarazenischen, normannischen und germanischen Ideengüter der Insel im Mittelmeer immer von neuem die Triebkraft weckte. Sie empfing so oft, weil sie so viel zu geben vermochte. Es war nur ein Austausch. Drei Völker waren hier die Erben der Antike. Sie hatte noch mehr zu verteilen, aber Würdige kamen nicht wieder.



La Zisa · Palermo

DIE KUNST PALERMOS

Vierzehn kurze Stunden eilt das Schiff von Palermo, um die Westküste der Insel herum, ins afrikanische Meer strebend, nach Tunis. Vierzehn kurze Stunden trennen Abendland und Morgenland. Und kein besserer Stimmungsüberleiter ist zwischen beiden als der Zauber von Palermo. Geh auf den Torre S. Ninfa, den alten Pisanerturm seines Schlosses, und sieh auf das gebreitete Dächer- und Kuppelgedräng zu deinen Füßen, über das der siebenfarbige Pilgerberg, Monte Pellegrino zum Wächter bestellt ist, über das Tal, Hain und Berge hereinscheinen, sieh mit Goethe „die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde," alles im hellsten Licht erstrahlend, und auch jenen schönsten Reiz: den eigentümlichen starkblauen Duft, der das prangende

Bild mit einer feinen Wolke umschleiert. So fliegt es wie eine flatternde Ahnung in dich hinein, daß du hier vorm ersten Aufrauschen einer neuen fremden geheimnisvollen Welt lauschest, die winkt und winkt. Jede Morgenröte malt dir unbestellt von diesem Gouachebild seine noch reichere Farbe von einst zurück, die König Rogers Auge von hier aus vor sich erblühen sah — ein schwelgerischer Himmel voll orientalischer Traumhaftigkeiten, in den hunderte von Minarehs wie steinerne Pfeile der Sehnsucht hinaufflogen.

In dem bunt fabulierenden Gemisch der Stile, von dem sich der Fremde in Palermo überrascht sieht, in diesem Gemisch, das ein ebenso buntes Jahrtausend der Geschichte widerspiegelt, in dem byzantinische, romanische, gotische Formen mit der Selbstgefälligkeit des Barock und dem Gezier des Rokoko ohne Ruh wechseln, erhält die orientalische Illusion die ausdrucksvollste Physiognomie des Lebens. In der einzigen Verschmelzung des Arabischen mit dem Normannischen. Auf Schritt und Tritt begegnen wir dieser nur einmal, hier, Wahrheit gewordenen Idee, und sie ist es, die den Sinn immer wieder mit der deutlichen Vorstellung des lockenden Morgenlandes unterhält. Es ist die „palermitanische Kunst".

In dieser Stadt sieht der vom Dorado der Liederlichkeit, Neapel, Herkommende auf einmal wieder Menschen, die in Gesicht und Schritt eine Würde oder doch einen gutkleidenden Ernst verraten, er geht über Plätze und durch Straßenwinkel, wo er unwillkürlich noch arabische Laute zu erhorchen glaubt, und wenn er die in ganz gelber Sonne schattenlos aufscheinende kleine Piazza San Spirito mit ihren hochwehenden Palmen überschreitet, treten die kolossigen Dekorationspylonen der Porta Felice wie Herolde vor die Stadt, ans Ufer des blautiefen Meers, um eine Grußfanfare nach den nahen Küsten zu schmettern, von denen einst die Sarazenen herübersegelten. Es ist die Porta aurea des Orients.

Aber wir finden das Greifbarste dieser wunderbarlichen Grundstimmung doch immer nur in dem, was aus der Zeit der Kelbiden in die des alten Normandiegeschlechts hinübergewandert ist. Der Reichtum des Erhaltenen ist

noch groß genug; hier gilt es, zugleich zu schauen und — zu träumen. Die Gefühlswerte dieser sakralen Welt sind so sehr über die des Verstandes erhoben, daß die historische und die rein artistische Kritik fast in untergeordneter Bedeutung bleiben. Das gleiche ist's wie bei jeder überragenden Idee, die uns als solche und weniger als Produkt von soundso viel Ursachen bezwingt.

Die Völker sind in einem ewigen Austausch des Lernens und Lehrens; wo wichtige historische Zeitgrenzen gezogen sind, erstehen meist Überbrückungen durch die fortwirkenden Kräfte des Geistes und stellen eigentümliche Verbindungen her. Es ist, als ob das Subjektivste eines Volks durch das nachfolgende noch einmal verpersönlicht würde, und diese Wiedergeburt eines fremden Gedankens in anderer Gestalt hat unsagbar intimen Reiz. Wie die Araber von den Vorbeherrschern der Insel, den byzantinischen Griechen, unwillkürlich das zentralisierende Moment auf ihre Moscheenbaukunst übertrugen, schöpften wieder ihre Nachfolger, die Normannen, an den Quellen, die so reichlich durch das blühende Sarazenenreich geflossen waren. Eine hohe Kunst hatten die Fremdlinge ja schon in der heimatlichen Normandie ausgebildet und im halbwilden England bereits kolonisiert, siegerisch stiegen ihre Kirchen mit festen, durch manches Eigene verschönten romanischen Formen in die Luft. In Apulien, auf dem Boden ihrer ersten italienischen Niederlassungen paßten sie sich dem dort vorherrschenden Typus der altchristlichen Basilika an, während die Insel ihnen reichlichere Anregung gab. Die zahlreichen Vorbilder der byzantinischen Basiliken und der für sie größten Überraschung: der Sarazenenkunst, ließen sie bei der Anlage wie in der Gedanklichkeit ihrer Projekte ganz neuartigen Richtungen zustreben, Verschwisterungen von einer besonderen Art, in denen sich sowohl die solide Festigkeit, der massive Grundkern des Normannenwesens wie die Lebhaftigkeit südlichen Temperaments und das Spielerisch-Phantastische des Orients zusammen aussprach. Das zeugte höchst neue eigenartige reizvolle Harmoniegesetze, hatte Würde und Heiterkeit, strenge Abwehr und liebliches Anlocken, war der Widerschein dreier Welten. An die

Stelle des heimischen Rundbogens tritt vorwiegend der Spitzbogen, aber nicht der gotische, der am Ende des zwölften Jahrhunderts — der Blütezeit der Normannen auf Sizilien — auch schüchtern in der Normandie vordrang, sondern die feine Neigung und Strebung des arabischen Bogens, in einer interessanten Umformung. Besonders anziehend ist das Studium der Übergänge vom romanischen in den Spitzbogen, wie es an der Martoranakirche und an der Zisa genossen werden kann. Die byzantinische Grundanlage der meisten Normannenkirchen auf Sizilien mit ihrer breit über der Mitte des Längshauses ruhenden Kuppel oder mehreren zusammengedrängten halbkugeligen Abschlüssen — die unvermittelt auf der Wucht des Hauses ruhen — setzt sich mit den maurischen Bestandteilen des Innern, etwa den von nahe zusammenstehenden Säulen aufstrebenden Bögen, vor allem mit dem überreichen Schmuck der Ornamente in ein bewundernswertes Verhältnis. Neben diesen von Erfindung strotzenden Farbentriumphen des arabischen Geistes behauptet sich das Byzantinische fort in der glühenden Herrlichkeit der Mosaiken. So wirkt sich aus den räumlich oft bescheidenen Umkreisen der Normannenkirchen die einigende Idee, der ich vorhin nachging. Wie hohe feste Steinwürfel liegen die Hauptmassen der Schlösser und Kirchen da; sieh diese kernigen, immer noch fern an Feindes Mauerntrutz gemahnenden, rechtwinkligen Quadergefüge von San Cataldo, San Giovanni degli Eremiti, des Zisaschlosses — und du fühlst das speziell Normannische an ihnen. Wie jäh und stürmisch ist das berühmte Hauptmotiv der normannischen Ornamentik: die Zackenlinie, die sich namentlich über Fenster- und blinden Mauerbögen wie eine drohende Braue herabzieht (besonders charakteristisch am Hauptportal des Domes von Monreale). Jene blinden Bögen (Erbstücke des römischen und des byzantinischen Dekorationsbaues), oft hoch über die Eingangspforten und über die quadratischen Fenster an den Fronten hinaufreichend und die Bedeutung der Innenräume wiederholend, mildern nur wenig den Schießscharten-Typ der Fenster selbst, der überall, in Schlössern und Kirchen aufdüstert: in San Cataldo, der Ere-



La Martorana. Campanile Palermo

mitenkirche, an den Lustschlössern Zisa und Cuba. Und selbst, wo Schlankheiten aufsteigen, wie der Campanile von Martorana, setzen sie sich wie aus einzelnen aufeinandergetürmten Würfeln zusammen. Die hohen Mauerflächen, die Zinnenkränze tun das übrige, um neben den arabischen und byzantinischen Eigenheiten der Palermitaner Bauten das Rein-Normannische kräftigst im

Ausdruck zu bewahren: das Burgenhafte, Festungsgleiche.

Byzantiner-Griechen und Araber zeigten in den reichen Jahren, da die Roger und Wilhelme Bauherren waren, ihre Künste als Ausführende. Heimische Künstler aus der Normandie entbehrte man. Man kann begreifen, welch feiner Reiz entstand, als späte Hellenen und Mauren gemeinsam Kelle und Mörtel handhabten, um zu dem Ihrigen das hinzuzutun, was ihnen der Geschmack der fremden Könige vermittelte. So kam es, daß die Durchdringung gegenseitig war. Aber wie die Normannen ihr Baugefühl trotzdem festhielten, so behielt jeder der beiden anderen Stämme auch sein künstlerisches Sonderrecht für sich: Byzantinische Künstler ließen auf den weiten weißen Wänden die goldige Fülle ihrer Mosaiken erstehen, während die arabischen unersättlich alle Ecken und Flecken, Fußboden, Decken, Winkel und Simse mit den labyrinthischen Wundern ihrer Ornamente besäeten. Der Form ist überall als ein Element von völliger Gleichberechtigung die Farbe gesellt. Ihre Herrschaft im Bauinnern wächst oft über jene hinaus; ja, wo manchmal unstimmige Verhältnisse oder eine mangelreiche Gliedederung kein Loblied auf die Form gestatten, bewegt eine gewaltige Verschwendung den Zweifler zur Bewunderung: wenn in phantastischen Spielen die Farbe aufjauchzt.

Maupassant, von Sizilien hochbegeistert, pries die Insel von einem Kap bis zum andern als „ein absonderliches und göttliches Museum der Architektur". Auch die Normannenerinnerungen von Palermo umfangen uns wie Museumsschätze, die statt in dumpfen Räumen unter der lebendigen Sonne selbst, auf Straßen und Plätzen ausgestellt sind. Palermo hat die architektonischen Kleinodien mit kluger Anmut unter die Gleichgültigkeit seiner heutigen Bauten verteilt; daß sie als kostbare Sammelschätze betrachtet werden, sagt die feiernde Stille um sie herum; einige sind der Benutzung der Gegenwart ganz entzogen — wie San Cataldo und Martorana —, andere träumen ein süßes, wohlgehütetes Ruinenleben, in dem sie herrlicher an Stimmungskraft sind als sie es in

einer neuen Aufgestaltung wären. So schweigen aus ihnen die alten Zeiten heran. Mancher hört dabei ein leises Sesamwort und tritt ein ins Glück der Vergangenheiten.

Am südwestlichen Ende der Stadt, an der großen Piazza Vittoria, die mit der Porta Nuova den Corso abschließt, repräsentiert der heutige Palazzo reale noch Glanz und Macht des Normannenreiches, wenn auch der Blick umsonst so vieles sucht, von dem die alten Chronikenschreiber erzählen. Viele der Türme und Einzelbauten, die kühnen Terrassen, der Riesenrundhof, die weitgedehnten Luxusgärten gehören dem Gewesenen an, aber dennoch ragt da noch ein Komplex von Massigkeiten auf, der mit seinen erhöhten Mauern, den burgähnlichen Zugängen und der stolzen Einfachheit seiner Architektur durchaus an eine gute Trutzveste erinnert. Im Äußeren der erhaltenen Gebäude tritt das Sarazenische kaum noch hervor, und das Normannentum hat die Oberhand. Von den ältesten Teilen aus den Rogerzeiten sind noch zu bestaunen die „Joharia", das Mittelgebäude des Ganzen, mit dem scharf vortretenden Torre di Santa Ninfa, einst Pisanischer Turm geheißen, dann der Bau der Cappella Palatina und die Überreste des Griechischen Turms. Diese beiden letzten Erinnerungen verstecken sich hinter einem vorgebauten Palast der Barockzeit und einigen schandbaren Errungenschaften der Moderne. Von den unterirdischen Gängen im Schloßinnern, die nach dem Festungscharakter des Ganzen die Kommunikation in der Verteidigung stark aufzuhalten vermochten, findet man noch größere Teile im Felsboden unter der palatinischen Kapelle. (Ein früherer Gang vom Schloß zum nahen Dom ist verschwunden). Auch von der Art der normannischen Schloßbauten läßt sich noch aus dem Kernstück die Theorie herausfinden. Wie beim Byzantinischen geht das Bestreben wieder auf die Schaffung eines den Grundzusammenhang aussprechenden Mittelraumes, der sich nach oben öffnet. Es ist der letzte übertragene Nachklang der Antike, die das Peristylium so stark betont. Die vielen Quellen- und Brunnenräume, einst ein Hauptschmuck all der kleinen und großen Normannenschlösser, deuteten wieder mehr auf die Herzensliebhaberei der Araber; die

Kuppeln, die über den Mittelräumen zeitweise aufglänzen, nicht weniger. So spielte auch beim Schloßbau die Vielheit der Gedanken, wie sie die geistlichen Bauten verrieten.

Von den alten Innenhöfen, die dem Königsschloß einst Umgänge und Durchblicke in Fülle zeigten, muß ein Stück spitzbogiger Vorhalle an der Kapelle genannt werden, die sich an den schönsten heute noch sichtbaren Hof anschließt. In drei Geschossen sendet dieser rund im Quadrat herum schlanke, luftige Säulenhallen hinauf, der blaue Himmel schaut verwundert in diese heitere Renaissancepracht, die so seltsamen Kontrast zu der benachbarten Feierlichkeit des Kapellenraums geben muß.

Hier, im bezauberndsten Juwelenschrein der Baukunst, dessen Besitz allein schon für Palermo den Ziertitel „la felice" rechtfertigen würde, hält seit acht Jahrhunderten die Andacht Hof. „Laßt, die Ihr eingeht, alle Hoffnung grünen." Hier ist die Halle, in deren Himmelsruhe alles Menschliche profan wird, sie ist die Hüterin dunkel geahnter Erfüllungen, ein hohes hehres Werk aus der Sphäre jener tiefsten Offenbarungen, die Dante „rein und bereit zum Flug ins Land der Sterne" machten. In ihrem Goldgehäuse scheint ein Stück Ewigkeit auf die Erde gesunken zu sein; sie tönt wie ein sonorer Akkord des Zeitlos-Vollendeten, ihre edlen Maße scheinen die Einheit von Kunst und Natur zu lobsingen, und die Mystik ihrer Farben ist so voll und strömend, daß sie mit tiefnachhallendem Orgelton heranschwellen, die Wände mit geheimnisvollem Leben zu überfluten.

Das bedeutsamste Erlebnis in der Palatina ist ein Stillestehn vor dem unbegreiflichen Wunder, das hier die Kompositionskunst der ersten Normannenzeit erstehen ließ. Wie lateinische, griechische und arabische Inschriften und Spruchbänder sich einträchtig zum Preis der christlichen Kirche verschlingen, so feiern alle Künste der drei Weltanschauungen ein gemeinsames Fest. Dieser Miniaturdom zieht die differenziertesten Schönheiten, auf vielverzweigten Wegen gewonnen, in den Bann seiner Hoheit und macht sie ebenbürtig. Schon die bauliche Anlage ist eine Überraschung. Das dreischiffige Langhaus einer römischen Basilika schließt der erhöhte Kuppelraum einer byzan-

tinischen ab, deren Sanktuarium durch diese Stufenerhöhung, noch mehr aber durch das verstärkte Licht die ganze Herrschaft über das Heiligtum erhält. Die Antike hat für die Halle zehn Granit- und Cipolinsäulen hergegeben, über deren kraftvollen Kapitälen die Grazie maurischer Spitzbogen zur Mitteldecke strebt. An ihrer schwachen Wölbung blüht ein neuer Reichtum auf; die Verbindung mit der Halle sucht ein Sarazenenmeisterwerk: Tropfsteingehänge, Honigzellengewebe, Holzgebilde, die Moostierchen gleichen.*) In Sterne eingebettete Rosetten, stilisierte Malereien und kufische Inschriften, die König Rogers Tugenden erheben, vollenden den arabischen Zierat; in den Seitenschiffen glänzt die Malerei in unkirchlichen Dingen, denn hier sitzen schachspielende Araber, erschallt Jagdgetümmel, stürzt ein Stück freudigen Lebens herein. Selbst die Sinnenlust der Normannenkönige nimmt sich das Recht, durch das Bild noch einmal aufzujubeln. Nun aber braust der Goldstrom der musivischen Kunst heran. Die Mosaiken der Byzantiner entzaubern ihre mystischen Märchen. Von Fußboden und Wänden blitzt aus dem Marmor ein unendlicher Schimmer aus vielverschlungenen Mosaikornamenten in geometrischen Linien und pflanzlichen Stilisierungen, aber aus den Nischen, aus den Apsiden und von der hohen Kuppel erglüht das sanfte Feuer und das Farbengeheimnis der Glasmosaiken in einem Legendengewirr. Der alte und der neue Bund läßt seine Heiligen und ihre Taten auferstehen. Ein ganzer Konvent der christlichen Glaubensträger vereinigt sich in der Einmütigkeit seiner Lebensidee, und die biblische Genealogie, die alle Erscheinungen des Neuen Testaments in eine bewußte Verbindung zu den Traditionen des Alten setzt, nimmt hier einen Grundgedanken der byzantinischen Kirche auf. Der Farbenschmelz strahlt den edlen Ernst, die über dem Leben hinwandelnde Unnahbarkeit dieser Gestalten wieder; sie atmen soviel Strenge der Überzeugung wie milde Hingabe an die hilfsbedürftige Welt. Ihre Überschlankheit singt ein Symbol des Loslösens von der Erdenschwere.

*) Dieser seltsame arabische Deckenschmuck wurde von den Normannen auch nach England übertragen. (Kathedrale von York.)



Monreale

Die Apostel und Heiligen, die Engel und Personifikationen der Gottheit ziehen in einer Heerschau des Transzendentalen vorüber, ohne Anfang, ohne Ende, in einer majestätischen Ausbreitung des reinen Gedankens.

Es sinnt sich eigenartig darüber nach, wie das späte Griechentum, verarmt in seiner Tempelkunst wie in seiner Plastik, sich in der Mosaikbildnerei einen Ersatz schuf. Immer mehr geht uns die Hoheit seiner christlichen Kunst auf, von der die Sophienkirche, San Marco, Ravenna und Palermo die Bewahrer sind; hinter der Steifheit des dekorativen Zweckes, der Unpersönlichkeit ihrer Gestalten erkennen wir immer deutlicher die Universalität eines im tiefsten Sinne frommen Gefühls. In diesem gleichen die Nachfahren vielleicht den Erbauern der ersten Doriertempel. Aus der Scheu der ersten Jahrhunderte, die dem Christentum im Gegensatz zur „Heidenwelt" persönliche Darstellungen verbot, entwickelte sich mit unaufhaltsamer Macht Kolorit und Form der neuen Kunst, ergreifende Schlichtheit mit der höchsten Würde des Ausdrucks paarend. Der enge Rahmen der Motive und der kirchlichen Vorstellung im Christentum, wohl auch der Zwang des Materials, schloß freilich die Betätigung lebhafter Individualitäten aus; dem Künstler war nur ein selbstloses Unterordnen geboten und es scheint bezeichnend, daß die Namen der besten Mosaikkünstler spurlos verschollen sind. Den Rahmen zu den Figuren oder den Handlungen gaben ornamentale Verzierungen. Es ist eine gute Überraschung, wenn sie einmal in Architekturen oder Landschaften komponiert sind, wie auf einem der prächtigsten Mosaiken der Palatina: Christi Einzug in Jerusalem. Hier wächst auf einmal Bewegung aus der Gruppe von Orientalen, die aus dem geöffneten Tor dem einziehenden Christus entgegendringt, während zu Füßen der Eselin umhereilende Kinder fröhlich Palmenzweige schwingen.

Der Christustyp war die vollendetste Schöpfung der Byzantiner. Dem rhythmischen Aufschwung, der sich vom Spitzbogenschiff der Palatina zum Kuppelraum hebt, wird die letzte Flügelkraft in den beiden Kolossalbildern des Nazareners gegeben; eins zwingt aus der Mitte der Kuppel, das andere von der Apsis her, und jedes zeigt den Mensch-

heitssegner und den Richter zugleich. Die übermenschliche Erhabenheit dieser Christuscharaktere (deren stärksten der Normannendom von Cefalù birgt) hat keine Abendlandskunst wieder gefunden. Ein dritter thronender Christus über dem Königssitz in der Palatina, aus späterer Zeit stammend, will schon leise aus dem strengen Umkreis seiner Vorbilder heraus und redet vorsichtig von der nahenden Verwandlung des gewaltigen Typs durch die italische Bildnismalerei. —

Der Überfluß dieser kostbarsten aller Kapellen gleicht bald einem in duftigen Steinharmonien aufklingenden Opfergesang, bald dringt er aus dem Gold, Silber, Marmor und Edelgestein wie ein Farbenpsalm hervor. In dem wechselnden Licht, das aus verborgenen Quellen hereinzufließen scheint, Dämmer und Sonne festlich mischend, wird es rings um dich lebendig von heimlichen Gluten; wohin dein Auge flieht, ist ein Flimmern und Schimmern, ein Aufblitzen und raunendes Flackern, die Seelen der Metalle und Steine sprühen sinnverwirrend auf. Die Marmorkanzel steht drüben wie ein Gefäß für den spiritus sanctus, der zu Gaste kommen soll, bereit; neben ihr hebt sich der Osterleuchter, ein geschnitztes Steinszepter, und nun siehst du plötzlich auf dem mosaikverbrämten Königsthron den Normannenfürsten. Sein Brokatgewand taucht golden-rot in das Leuchten ringsum. Die Romantik des Mittelalters atmet Wirklichkeit; auch die Wappen der Epigonen von Aragon und Savoyen über dem Thronsitz können sie nicht zerstören.

Im Schatzkästlein der Palatina sind, wie kleine Filigranbälle in einen einzigen größeren von geschickten chinesischen Künstlern eingefügt werden, zwei andere Miniaturschächtlein verborgen: ein paar Elfenbeinkästen, mit reizvoller Kleinornamentik verziert, von arabischen Meisterhänden geschaffen. Das Staunen über die seltsame Gefühlsverwandlung, von der die Islambekenner jener Zeit so oft Zeugnis geben, wenn sie im Dienste der „Ungläubigen" schaffen, wird vor diesen kleinen Wunderschreinen besonders lebhaft, denn zwischen den Blumenranken, den Jagdszenen und kufischen Inschriften tauchen unvermittelt streng christliche Motive auf. . .

Aus den Nüchternheiten vieler Säle, nach den normannisch-staufischen Glückszeiten von unrühmlichen Künstlern und Herrschern gestümpert, erlöst noch die „Stanza di Ruggiero", das Rogerzimmer, ein kleiner Raum, dessen Wände, Gewölbe und Fensternischen mit byzantinischen Mosaiken wie mit Teppichgehängen überwebt sind; Darstellungen des Land- und Jagdlebens, an dem die Neigung aller Fürsten aus Tankreds Geschlecht und die des großen Letztlings: Friedrich des Zweiten hing.

Von hier wandert der Gedanke leicht in die freie, luftige, lustige Welt jener großen Gärten, die die glückliche Stadt umduften, in denen die Sommerfreuden der alten Könige sproßten. Die vier Landsitze bewahren die Erinnerung: Favara, Mimnermum (Menani), Zisa, Cuba; ihre Reste tragen noch die Kunde herüber, daß einmal hier ein verschwiegenes Großherrenleben sich unbekümmert ausgetummelt hat. Breite Straßen laufen heute an ihnen vorbei; wo sich einst unermeßliche Haine dehnten, trottet der Eselskarren. Verschwunden sind die üppigen Wasserkünste, die aus den Quellen der Berge zahllose Bäche, Teiche und Bäder hervorlockten. Favara, das Preisschloß arabischer Sänger, (unter den Aragonen saßen hier schweigsame deutsche Ordensritter) und Wilhelm des Guten, Friedrich des Zweiten Lieblingssitz, die Cuba, trotzten einst unnahbar inmitten weiter Wasserspiegel. Besonders Cuba war ein „geborenes" Versteck für Liebesgeheimnisse, von denen uns denn auch Boccaccio ein reichlich romantisches erzählt: ein amoreggiamento Friedrich des Zweiten (Decamerone V., 6.). Auch das kleine liebliche Menani und die stolzere Zisa mit ihren mosaikenreichen Quellenhallen verschlossen dergleichen in ihrer Kühle viel. Wie ein letzter Gruß murmelt nur noch der Brunnen der Zisa über den Marmorboden. Auch in diesen Lustbauten drang Sarazenenkunst und Normannentum ineinander; jene dichtete ihre Märchen in das träumerische Innere und ließ hafisische Lieder in zierlichen Säulen und farbenseligen Arabesken tönend auferstehen — der Normanne aber barg das Geheimnis hinter dem massigen Würfel des Außenbaues, der auch für sein Sanssouci eine kleine Zwingburg vortäuschte. So fällt es der Einbildung nicht leicht,

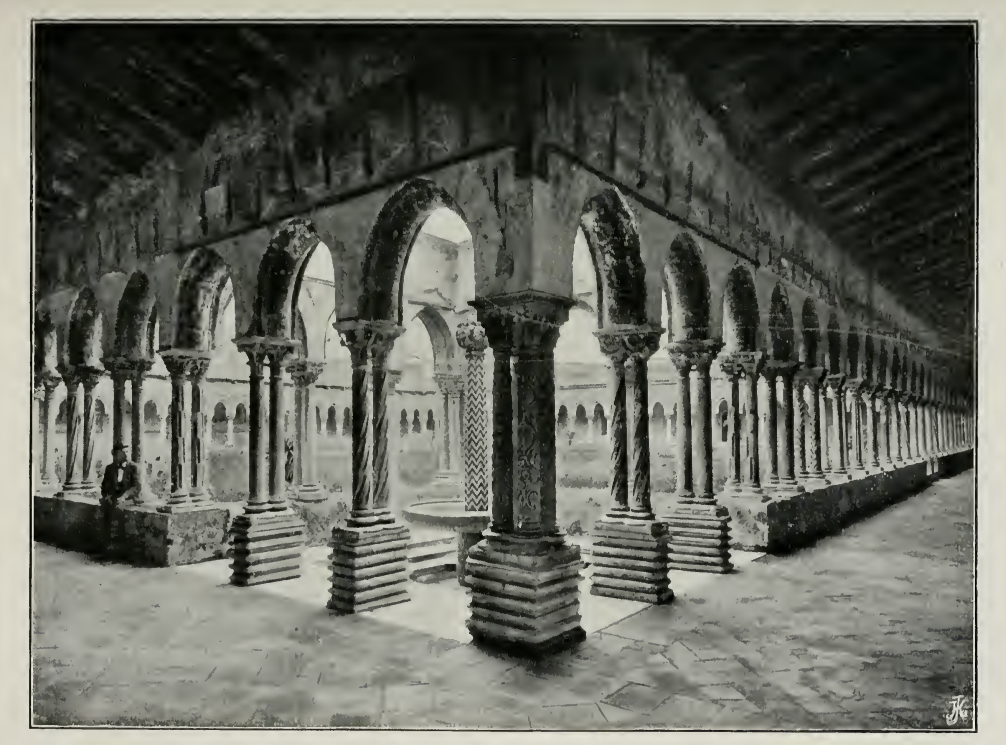
die heute in den erhaltenen Vierecken der Zisa (einst El'Aziz, die Herrliche, geheißen) und der Cuba (nun eine schnöde Kaserne) die versunkenen Herrlichkeiten aufs Neu erwecken möchte:

König Rogers goldene Zeite ist hin.
O König Roger, schläfst du so?
Verstummt sind alle Harfen.

Die Stadt, munter aufblühend, hat neue Siedelungen um diese alten Stätten herumgeschlungen. Der Wanderer, der sie vor den Toren sucht, auf nachdenklichen Gängen vergessene Güter sammelt, summt umsonst von Favara „dem Schloß der Schlösser". Er hört nicht mehr ihre Brunnen verschlafen rauschen in prächtiger Sommernacht, und auf den alterslosen Seen ist das Geflüster der Barken verstummt.

Aber wie silbern grüßt ihn der Tag wieder, an dem er sich erinnert, daß aller Glanz von damals wenigstens in Kirchen und Kapellen heiter geblieben ist. Der kleine Ausflug zu den Schlössern gibt ihm zudem eine festergewordene Erkenntnis von einem künstlerischen Grundwesen der Normannen mit. Es ist mit ihrem physischen und psychischen identisch. Sie verlieren niemals bei all dem schmeichlerischen Prunk, den ihnen die Mauren bieten, die eingeborne Festigkeit, die Struktur ihres Charakters.

Es wird wieder offenbar an zwei kleinen Kirchenbauten, an San Cataldo und San Giovanni degli Erimiti. Dieselbe stabile Kraft, die in den Schloßbauten eine sichere Masse hinsetzt und allem äußerlichen Nebenbauwerk feindlich ist, schafft bei San Cataldo aus Quadern ein einfaches Quadrat mit kleinen Rundfenstern, über die sich wieder die gewohnten Spitzbogenblenden erhöhen. Eine fast gotische Feierlichkeit. Die breite Masse erhält eine vorsichtige Schlankheit. Die orientalischen Zutaten am Außenbau lassen das Grundprinzip nicht verflüchtigen, betonen es eher. Ein arabischer Fries schließt den Würfel wie eine Zinne ab und gibt der flachherausgebauten Haupt-Apsis einen Turmcharakter. Fest ruht die Nacktheit dreier roter Kuppeln über dem Mittelschiff. Wie das verlassene



Kreuzgang Monreale

Heiligtum eines abgesetzten Gottes weht die Strenge des Inneren den Besuchenden an. Antike Säulen tragen die Spitzbogen, Sonne flutet durch die kleinen Fenster, aber die Wände sind der Mosaiken beraubt und die Öffnungen sind scheibenlos. Fremd und herb blickt ein einsames Mittelfenster aus der völlig schmucklosen Apsis; auf ihrem Boden ruht wie vergessen der quadratische Steinblock des Altars. Die feiernde Schweignis dieses schmalen Kirchenraums ist ein Gut für stille und nachdenkliche Menschen. Ich habe selten so gern und tief von Vergänglichkeiten geträumt wie in der Einsamkeit dieser Halle, in deren Düster die ewige Sonnenflut Palermos goldene Bäche ergießt.

Verschmelzen mit Anderem, Beharren am Eigenen predigt auch die vielberühmte, in einem Zaubernetz von Blüten und Düften eingesponnene Ruinenkirche von San Giovanni. Auch hier der massige Unterbau, darauf ein untersetzter dicker Turm mit weit ausladenden Blendnischen und auf Haus und Turm breit hingelagert fünf nackte Kuppeln. Gedanken kommen an die halb zerfallenen Sarazenenhäuser bei Amalfi und Salerno. Das Byzantinische bringt wieder mancherlei Abweichungen. Der einfache Grundriß der Kirche zeigt ein ägyptisches Kreuz (T-Form), zu den Kuppeln führen nach altarabischem Muster Ecknischen empor. Auf die Mittelapsis laufen Spitzbogen zu. Die Ehrwürdigkeit der verfallenden Kirche geht bis auf eine arabische Moschee zurück. Ihre Wildnis ist eine wahre Preishymne auf die Kunst der Zeit, versinkendes Menschenbauwerk und überquellendes Naturleben zu einem phantastischen Effekt zusammenzuschließen. Agaven, Oleander, Glycinen, Palmenbüschel und Rosendickichte durchbrechen wie ein befreiter Strom die Hindernisse zerbröckelnder Arkadengänge, überklettern alle Mauern und erfüllen den Klosterhof — auf dessen grazilen korinthischen Doppelsäulen im eigenartigsten Gegensatz eine kolossige Spitzbogenmauer lastet —, mit einem Leben ohne Ende. Nur noch in Monreale wird diese Fülle von Natur- und Kunstschaustücken, von fesselnden Durchblicken gesteigert. Es liegt wie eine geheime Absicht hinter dem Zustand dieses wahllos Hingeschmetter-

ten, auf daß es eine solche Harmonie gäbe. So wie uns eine eigentümliche Freude darüber befällt, daß uns die liebe Frau von Milo oder der Hermes des Praxiteles als armlose Erbstücke der Antike überkommen sind. Vielleicht ließe die erhaltene Vollendung nur ein verringertes Erstaunen zu.

Eine Anzahl anderer kleiner Kirchen von ähnlichen gemischten Bauformen verdankt noch Roger dem König ihre Entstehung. Manche, wie San Antonio, haben ihren Charakter durch Restaurationen neuerer Zeit verloren. Die würdigste unter ihnen bleibt die, deren Name wie alter Geigenton hertönt: La Martorana, eine Stiftung des heldischen Admirals Georgios Antiochinos, eine echte Byzantinerkirche. Überreicher Mosaikenschmuck füllt hier wieder alle Wände; die Kuppel dominiert mit der Gestalt des thronenden Christus.

Die schaffenden Künstler zeigten sich nicht alle gleichrangig. Während in den stark orientalischen Gestalten des Paulus und Jacobus die Individualisierung gut hervortritt (Jacobus gleicht einem finsteren Araberscheich), während in der Krönung König Rogers durch Christus dort die Demut, hier die Gnade spricht, sind andere Darstellungen von kläglich primitiver Zeichnung. Man sieht Engel, die äußerste Ähnlichkeit mit fliegenden Fischen haben, und der Stifter der Kirche, der große Admiral, liegt zu den Füßen der Madonna, die er anbeten soll, wie eine Schildkröte hingeplattet. Mißlungene Wiederherstellungen haben an den Mosaiken der Martorana viel gesündigt. Auch die alte Apsis wurde durch einen falschverstandenen Chor ersetzt. Der gleißende Raum mit seinem vielfältigen Licht übt freilich seine Wirkung stark genug. Sein abstehender Campanile, durch das Erdbeben von 1726 seiner Kuppel beraubt, vermittelt in seinen Fenstern ein besonders lebhaftes Bild intimer sarazenisch-normannischer Vermischungen. Immer wieder sieht man, wie beide Teile bestimmte Eigenarten zusammenfügen, ohne sich aufzugeben, und immer neu bleibt das Wunder, wie eine so nordische und eine so morgenländische Kunst ein Organisches erzeugen. Sieh die dünnen Fenstersäulchen des Arabers, das zarte Gegitter hinter ihnen und dann die mächtigen, steinernen

Maiskolben gleichenden Rahmen, die der Fensterbogen des Normannen schützend um sie herumlegt!

Die Tat des letzten Fürsten ist die vollendetste des ganzen Geschlechts: die Kathedrale von Monreale. Eine Gründung der Legende, einer allen nordischen und südlichen Nationen gemeinsamen. Die Madonna erscheint Wilhelm dem Guten auf der Höhe seines Lieblingsjagdbezirks im Tal des Oreto, weist auf einen vergrabenen Schatz der Vorfahren, befiehlt die Errichtung von Kloster und Kirche. Und Monreale ersteht. Die Skepsis im Volk, die immer mit der Bigotterie Hand in Hand geht, sagt zwar den gewohnten Spruch: Überall da, wo „es schön ist", das heißt, da, wo es was zu holen geben könnte, setzt sich der feiste Mönch fest. Ob die Legende oder die Skepsis recht hat — Monreale ist gefürstet unter den ausgewählten Plätzen, wo eine unvergleichliche Natur eine unvergleichliche Kunst verlangt und gefunden hat. Um Kloster und Kirche, am Ende des zwölften Jahrhunderts entstanden, wand sich bald eine Stadt herum, die heute den Fremden mächtig auf ihre Höhe zieht, trotz der gutorganisierten Bettlergemeinde. Es wartet seiner außer ihr aber auch das Reifste, was die ferne, ferne Zeit geschaffen und was Ludwig I. von Bayern — nach der Feuerswut von 1811 — völlig im alten Geist bewahrt hat.

Es ist das Tal der „Goldenen Muschel", das fruchtgewaltigste der Insel. Die Aussicht auf der Höhe zeigt eine Unendlichkeit von Zitronen- und Orangenhainen inmitten eines hochsteigenden Bergtheaters. Man denkt an die oft wiederholte Allegorie späterer Bilder, die Palermo als Jungfrau in einer Muschel ruhend darstellen — so jugendlich-schwellend streckt sich hier die Schönheit aus. Auf allen Hängen nah und fern ragen aus der Wildnis von Geranien, Rosen und Opuntien kleine kühn vortretende Dörfchen; das Fruchtparadies im Tale schließt nach vorn ein sonnenblitzendes weißes Gebreite ab, Palermo, hinter dem sich böcklinblaue Meerflut ins Unermeßliche dehnt. Still steht die Luft. Es ist der richtige Ort, in Gedanken zu summen: Kennst du das Land — —

Monreale sammelt zu den alten Überraschungen da

unten viele neue. Die Palatina und San Giovanni finden hier ihre Übertragung ins großzügige, jene im Innern der Kathedrale, diese im Klosterhof. Der Dom, dessen Gründer die Bedeutung der Schöpfung selbst so hoch erkannte, daß er vom Papst einen Erzbischof für Monreale erwirkte, ist schon mit seinem Äußern Zeuge von einem Vordringen des nordischen Geistes in der Baukunst der Zeit. (Im Dom zu Cefalù wird er schon ein halbes Jahrhundert früher lebendig.) Zwei Türme bewachen herausfordernd den Eingang; ihre Gegenpartner, die Apsiden, steigen mit ihren vollen Rundungen, ihren mächtigen Dekorationen (durchschnittene Spitzbogen, in die runde Lavaplatten eingelassen sind) so drohend empor, daß auch sie Nordlands-Türmen gleichen. Die Architektur des Innern, ein lateinisches Kreuz zeigend, spricht durch die Schlankheit der Säulen, die Leichtigkeit der Spitzbogen ein Emporwollen aus, das verwandte Bauten in Palermo nur andeuten. Das Sanktuarium, byzantinischen Grundrisses, erfährt eine Abweichung vom Hergebrachten durch die fehlende Kuppel. Im Gegensatz zum Dämmer der Palatina durchströmt das ganze Haus ungehindert das Licht, und es ist, als täte sich eine strahlende Festhalle auf. An sechstausend Quadratmeter von Fläche sind es — wenn Zahlen ein Bild geben können — die wieder von Mosaikpracht bedeckt werden. Die Harmoniegesetze rauschen in Form und Farbe mächtig ineinander.

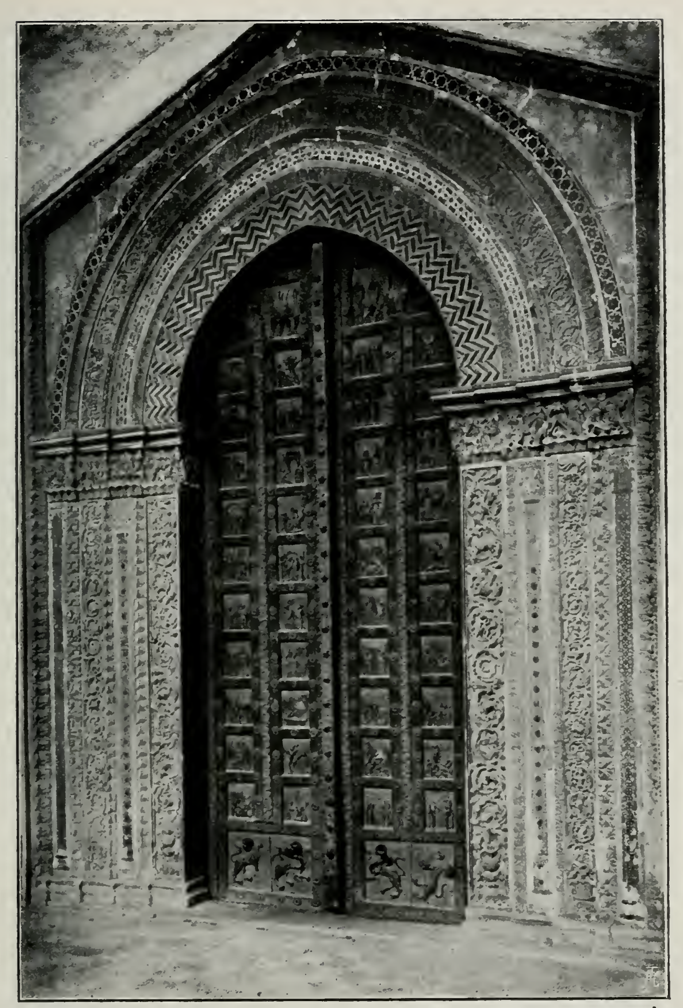
Wie das Königtum sich zum berufensten Hüter der geistlichen Institution selbst erklärte, wird im Dom von Monreale besonders offenbar. Vor dem Altarraum ruhen die Thronsitze des Erzbischofs und des Königs sich schweigend gegenüber, überragt vom Christusbild, das aus der Mittelapsis hervortritt und die ganze lichtvolle Halle übermenschlich beherrscht. (Wilhelm des Guten, des Erbauers, Sarkophag ist dem alten Thron seltsam nahe.)

Die fortgeschrittene künstlerische Kultur der Zeit nimmt uns aber mit neuen Überraschungen gefangen. Ein Wettbewerb von Kunstübungen, wie er hier sich in feuriger Hingabe kundgab, ward in Sizilien bis dahin nicht gesehen. Die Plastik zeigt zum erstenmal ihre Bedeutung

wieder. Im schönsten Klosterhof Italiens, der sich hier wie eine aus Träumen zurückgebliebene Erinnerung auftut. Mehr als zweihundert Säulen, die den Kreuzgang des verfallenen Benediktinerheims bilden, sind in Netze der liebevollsten Kleinskulptur eingesponnen. Ebensoviele Hände scheinen ihre Unermüdlichkeit erprobt zu haben, dem Stein immer neue Einfälle zu vermitteln; Blumen und Ranken, Zacken und ornamentale Bänder umschlingen die Säulen, ein Wirbel von Motiven aber umklettert die Kapitäle mit Menschen- und Tiergestalten, die mit ernsten oder bizarren Geberden ihren biblischen Urbildern nacheilen. Antike, maurische, gotische Stile treiben ein Gaukelspiel um den alten Hof herum, als wenn er noch aus dem Schlafe zu wecken wäre, und der Säulenbrunnen, der eine Ecke des Kreuzgangs hütet, murmelt ein halbvergessenes Lied im Steigen und Fallen der Fontäne.

Auch hier war einst die Farbe Bundesgenossin des Ornaments; um die Säulenschäfte prangten Mosaiken, die das Bettlervolk vieler Jahrhunderte nach und nach herausgerissen hat, um seinen daniederliegenden Handel zu heben. Aber es ist noch genug des Schönen geblieben. So die Pracht der Bronzetüren, mit denen zu dieser Zeit Italien die Tradition der Antike aufnahm. Die Meister Bonnanus von Pisa und Barisanus von Trani wirken auch für Monreale Pforten in Erz. Florenz und Pisa scheinen mit ihren berühmtesten Werken dieser Art unmittelbar hierher versetzt, und die Großartigkeit der Schöpfungen bannt das Auge vor allem auf das Hauptportal dieser Kathedrale.

Noch heute packt den Fremdling der Neid, wenn er sich in diesen von solchem Reichtum erfüllten Gängen und Hallen die ehemaligen Bewohner vorstellt: die Benediktinerherren hatten hier gut hausen! Es steht plötzlich eine starke Vorstellung von dem beispiellosen Verfeinerungssinn da, mit dem die Mönchsorden, auch die bettelreichsten, ihre angebliche Weltfremdheit in Glückseligkeit tauchten, dasselbe Bild, das in den nachgelassenen Üppigkeiten der Certosa di Pavia, von San Paolo fuori le mura oder in portugiesischen Klosterhöfen auftaucht.



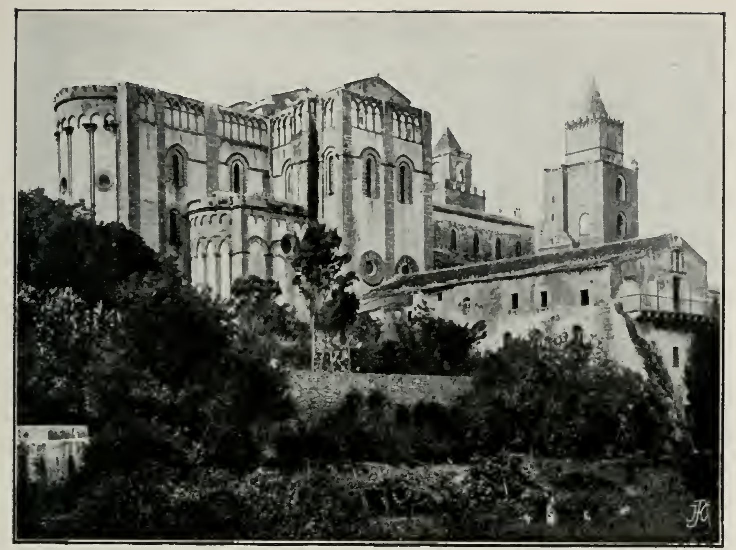
Hauptportal der Kathedrale Monreale

Eine rosenüberblühte Einsamkeit, die alle Genüsse der Welt dennoch einzufangen vermochte. Die Kunst als Egoismus! Durch sie eroberte man auch die allzu irdischen Güter.

Waren diese Mönche nicht endlich der Versuchung des Teufels erlegen, der ihnen von der Höhe ihrer eigenen Siedelungen her „alle Herrlichkeit der Welt" zeigte? Waren sie nicht die Hauptmitarbeiter am Zusammensturz aller Kulturblüte der südlichen Länder Europas und nicht zum wenigsten auch dieses so freudig emporgewachsenen Eilands? Das Zeitalter der Intoleranz führten sie nach den seltenen Herrschern, den Erbauern ihrer Kirchen und Klöster, herauf, deren erstes Gebot immer die Duldung gewesen war, mit der sie Segen über Segen gehäuft hatten. Jene „Weltfremdlinge" waren die Bündler der Aragonesen, Spanier und Bourbonen, ihnen auch verdankte Palermo die Inquisition; ihrer rastlosen Schürarbeit gelang es leicht, die heitere Welt zu vernichten. Aber sie legten ihre Buen retiros selbst dabei in Asche. Die Poesie, die über den heimlichen Kreuzgängen, der pittoresken Verwilderung der Klostergärten weht, läßt nur noch ihrer besseren Vorfahren gedenken, die über dicke Folianten gebückt, in der Zelle saßen und schöne Goldbuchstaben, himmelblaue Madonnen mit rührender Ausdauer aufs Pergament malten.

* *
*

Nur in wenigen Baudenkmälern Siziliens läßt sich das Gefühl, das die Normannen an den Norden band, in fast unbeeinflußter Reine erkennen. Wer aber die breithingelagerte Wucht von San Spirito auf sich wirken läßt, sieht ihre Kunst plötzlich aus Alt-England herübergetragen. Wer in Cefalù, der Fischer- und Bettlerstadt unweit Palermo, vor dem Dombau des ersten Roger steht (auch hier ist wieder ein Gelübde im Spiel), denkt angesichts der kyklopischen Türme an eine der berühmtesten Normannenkirchen in Frankreich, an St. Etienne von Caen. Die byzantinischen Zutaten der Architektur fehlen; das romanische Prinzip regt sich stark im Kreuzgang des Domes. Jm Jnnern bricht um so eindringlicher die musivische Kunst der Griechen in Gold- und Farbengeschwelg von den Wänden. Sie strahlt noch einmal ihre ganze Fülle und Hoheit.



Dom Cefalù

So zeigt sich doch in der Normannenzeit die schöne Verschmelzung, von der wir so viele Beispiele fanden, als siegende Macht. Kaum noch einmal gestaltet sich eine so enge Verschwisterung morgenländischer und occidentaler Lebenswärme in der Kunst, wie in dem kleinen Körper Siziliens, wie in Palermo, das sein Haupt ist. Spricht nicht der Überfluß der sarazenischen Erbteile, der byzantinischen Mosaikbildnerei laut genug von dem Weltansehen, von der Herrschaft dieser Stadt? Sie war eine sammelnde Schale, in die sich die Eilströme aller künstlerischen Kulturen jener Zeit ergossen; keiner floß vorbei, jeder suchte in die gemeinsame Flut zu rauschen. Und noch heute darf man einen vollen Trunk aus diesem stets bereiten Becken schöpfen.

* * *

Wir nehmen Abschied von der Normannenstadt in dem Bauwerk, in welchem die Kulturträger ihrer großen Zeit von ihr Abschied genommen haben, das ihren Aufgang und ihr Exodium am klarsten bezeichnet. Im Dom zu Palermo, vor den Särgen Rogers und Friedrichs.

Dies ist der Dom: Eine altchristliche Basilika im vierten, eine Moschee im zehnten, eine Normannenkathedrale im zwölften Jahrhundert — dann ein Operationsbau für die architektonischen Vergewaltigungsgelüste durch alle folgenden Epochen, bis ihm die Sinnlosigkeit der Barockauswüchse einen Trumpf von seltener Schändlichkeit mit der berüchtigten Kuppel des Florentiners Fuga aufsetzte. Dennoch hat die alte Normannenmajestät auch von diesem Werke nicht weichen können: hinter der Ruhe des weiten Vorplatzes, von Ballustraden mit Heiligenstatuen der Gagini umrahmt, mit der Statue der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen Palermos, in seiner Mitte, streckt sich der breite Bau und will die geistliche Herrschaft noch so zäh festhalten wie sein Nachbar, das gute, feste Schloß, die Unbesiegbarkeit der weltlichen. Gastlich tritt unter den schweren Mauern die Vorhalle mit ihren Spitzbogen heraus, Türme bewehren die Ecken, zwei weitoffene Mauerbögen springen frisch und kühn über die Straße und ziehen den burghaften Campanile herüber. Schöngestufte Fensterblenden beleben die Breite der Wände. ein gewaltiger Zinnenkranz umschlingt alle Teile wie ein Blattgewinde. Ein eigentümlicher nordischer Einfall, an die skulpturellen Phantasien gotischer Dome erinnernd, ist für das Gesims verwendet: seine Bogen stützen sich auf eine Legion von Menschenköpfen. Jn all diesem steckt Normannensinn, das Arabische aber sucht sein Recht in den bunten Marmorinkrustationen über den Fenstern. Vor der Fassade mit ihrem dekorativen Reichtum, unter den romantischen Gassenbogen, dringt ein Stück Gotik lebhafter heran; es wird dem, der hindurchwandert, recht mittelalterlich, fast deutsch, zumut.

Um so grimmiger wird das Gefühl im Jnnern dieser Kathedrale erschlagen — es ist die erste Enttäuschung nach so viel glücklichen Stunden in Palermitaner Kirchen. Jener Fuga hat sich auch hier ein allzu sichtbares Schandmal gesetzt. Ein kahl-steifer Barockraum, leer bis zur Verzweiflung, stieß die alte Herrlichkeit ins Nichts. Die Empfindung eilt irr an den nüchternen Wänden, unter den Säulen umher, spürt kaum ein Behagen, wenn ihr in den Kapellen die Madonnen des Antonio Gagini oder

des Laurana oder gar die zwölf Zentner schweren Silbers, welche der Sarg der Stadtheiligen verschlungen hat, als Trost präsentiert werden. Nur ein Vermächtnis hält in dieser Zopftrübseligkeit magisch fest, läßt sie vergessen und ins Spurlose versinken. Die Sarkophage der Normannenfürsten.

Die Schlummernden brauchen den Ungeschmack des Raums, der ihr ungebeten Asyl, nicht mehr zu schauen. Sonst spränge König Roger, der Erbauer der Palatina, wohl gerechten Zornes voll aus seiner stillen Truhe. Aber von den sechs schützenden Baldachinen aus Marmor und Porphyr, unter denen die Särge im rechten Seitenschiff ruhen, weht eine unnennbare Feierlichkeit heran. Es sind die Rastorte König Rogers, seiner Tochter Konstanze, des finstern Deutschen Heinrich des Sechsten, ihres Gatten, und ihres Sohnes Friedrich des Zweiten; in einer benachbarten Nische stehen die Sarkophage der Constanze von Aragon, der Gattin des großen Hohenstaufenkaisers, und Wilhelms, eines Sohnes Friedrich des Dritten von Aragon.

Der Dank des Landes weilt schon jahrhundertelang vor den dunkelroten Schreinen, in denen die Gebeine Rogers und Friedrichs bestattet sind. Die adelige Einfachheit der Sarkophage scheint die Erinnerung an Siziliens glücklichste Zeit ewig festzuhalten. In dem Gestürme der Stimmungen stößt man auf die härtesten Gegensätze vor diesen Särgen; von dem freudig schaffenden Genius, in den beiden Fürsten verkörpert, sieht man auf die Finsterheit des Negierers Heinrich des Sechsten, die ihm hier so unvermittelt gesellt ist. Ein Anderes: Jm Sarge Friedrichs des Zweiten wurde bei der Eröffnung (1781) neben der wohlerhaltenen Gestalt des Fürsten auch der Leichnam Peter des Zweiten von Aragon gefunden. Judicium genug für die unwählerische Zeit, die da folgte: daß man die blühendste Intelligenz in eine Gevatterschaft mit der absoluten Schwachköpfigkeit brachte. Vielleicht war es die Rache der Kirche, die dem Feinde, dem Hohenstaufen durch die Zuführung dieser unwürdigen Gesellschaft eine letzte Niederlage bereiten wollte. Aber fremd und heiter zugleich ruhte der tote Kaiser, als die Neugier

sein Gesicht sehen wollte, in seinem arabischen Purpur- und Goldgewand. Mit seiner unverrückten Krone auf dem Haupt und dem reichen Edelsteinschmuck. Noch schien er den Reichsapfel zu hüten, der neben ihm lag, und noch schlagbereit blitzte das Schwert an seiner Seite.

Er war der Wächter eines mit ihm verstorbenen Zeitalters, für das es keine Wiedergeburt gab.

Das Volk von heute liebt die beiden Grabstätten. Das Normannentum und die Erscheinung des einen Hohenstaufen kann es nicht voneinander trennen. Es fühlt die Einheit heraus. Ein Legendengeranke hat es um die beiden Sarkophage gesponnen. Die Schutzpatronin der Stadt, die heilige Rosalia, aller Heiliginnen ehrenreichste im Lande, ist aus Rogers Geblüt.



Neptunbrunnen Messina

DIE SIEBEN MAGEREN JAHRHUNDERTE

Ein totes Jahrtausend hatte auf Sizilien ein vollständiges Nichts zwischen Griechen und Araber geworfen. Es kam ein Analogon. Und es war trüber, drückender, nachhaltiger. Jenes Jahrtausend mit seiner erschreckenden Kulturlosigkeit hatte nichts Positives an Gewinnsten gezeugt, es war ein halber Dämmerzustand, in dessen Halbdunkel immer noch Kräfte latent schienen. Sie konnten geweckt, noch einmal in eine Wirkung umgesetzt werden. Aber die fast siebenhundertjährige Frist, die das heutige Sizilien von dem Ausgang der Hohenstaufen scheidet, ist verderblicher, weil sie wie unter dem Gesetze einer unaufhaltsamen Abwärtsbewegung stand, weil sie förmlich planmäßig zerstörte und der Zeit eine gehäufte Hekatombe von Einäscherungen darbrachte. Diese Jahrhunderte rollten sich durchaus nach der Direktive einer Gegenentwicklung ab. Es ist noch an so vielen politischen und sozialen Erscheinungen des heutigen Siziliens der Maßstab da für die Abmessung eines Zeithorizontes, über den Geschick und Wandel sonst vielleicht eine schwer zu durchdringende Hülle gezogen hätten. Das Leben der Gegenwart auf der Insel setzt sich fortwährend in Bezug zum Ewig-Gestrigen, es rennt hinter ihm wie hinter einem Gespenst her, folgt Suggestionen, nimmt oft ein heillos traditionelles Etwas auf, das hartnäckig nach Weiterwurzelung tastet und sich hundertfach in Anschauungen und Sitten nach oben wühlt. Rätsel sind in diesen Dingen, die von der Massenpsyche handeln, fast unlösbare Rätsel, da sie nur auf der Arithmetik des Widerspruchs beruhen, aber sie erfahren eine mannigfaltige Auflösung, wenn man die letzte Vergangenheit des Sizilianers überfliegt. Dieses launische Südlandsvolk mit den Naturinstinkten, die es immer noch von

seinen Urvätern behalten hat, in ein Staatswesen einzuordnen — dazu gehörten die explorierenden und die klug abwägenden Talente von Männern, die gleichzeitig zu herrschen und zu dienen verstanden. Sehr Seltene. Es war nicht die Form der politischen Institution, auf die es ankam. Die autokratische wie die volkstümliche Verfassung hatte in den passenden Einkleidungen den Sizilianern Glück gebracht. Ihre Entwicklung lehrt, daß ihnen die Tyrannis des Hieron so heilsam war wie die von einem bedeutenden Königswillen regulierte Adelsherrschaft unter den Normannen; sie genießen die Freiheit des Bürgers unter dem zweiten Friedrich trotz mancher Einschränkungen mit Lust, während sie in späteren Tagen unter dem Versprechergenie Ferdinand von Bourbon nur mit einem von Neapel gesonderten Parlament zufrieden sein wollen. Sizilien konnte das, was in ihm steckte, nur herausweiten, wenn es ein Temperament von Vorbildlichkeit sah.

Die schweren Jahrhunderte zeigten ihm keines. Aus dem lachenden Land, zuletzt in so frischer Selbständigkeit prahlend, mit der Macht Deutschlands im Hintergrunde und ein massives süditalienisches Bollwerk gegen das Papsttum — im Besitz trefflicher Finanzen, eines ansehnlichen Verteidigungskörpers zu Wasser und zu Lande, wird unter dem Rivalenkampf der Anjous, der Aragonier, der spanischen, habsburgischen und bourbonischen Herrschaft ein langsam hinsiechendes Territorium für Fürstenabenteuer. Der trivialste Vergleich drängt sich heran: Sizilien, der Spielball im Mittelmeer, wird eine Belustigung für mehr oder minder Unfähige, zwischen denen es von einer Küste zur andern hin und her geworfen wird. Die Genealogien ganzer Fürstenhäuser hinterlassen ihre mit hundert Namen bekritzelten Stammtafeln, Namen, von denen sich die Empfindung mit Gleichgültigkeit oder Verdruß oder Haß abwendet. Das mühsam aufgerichtete „Königreich beider Sizilien", Robert Guiscards erster Traum, wird nach der Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen durch den verspäteten Bekenner der alten Tyrannis Karl von Anjou ein rasch auseinanderfallender Popanzstaat. Die Einheit mit Neapel und Unteritalien sinkt zusammen, als ein trauriges Anhängsel schleppt sich die

Insel hinter dem unstäten Staat Neapel her, auf den sich die Aufmerksamkeit der Kronprätendenten immer zunächst richtet. Die Geschichte Siziliens in diesen jahrhundertelangen Wirren ist gleichzeitig die eines ständigen Bruderkampfes mit der campanischen Hauptstadt, von der es mit aller Macht loszukommen strebt, um seine geschwächte Autonomie zu wahren. Es sieht in ihr den Mittler gegen alle Feinde, den Brunnquell aller Unbill.

Die Energie, die in der Zeit der Blüte auf der Insel angesammelt war, sollte aber ein Wunder gebären. Die erste Reaktion gegen die vom Papste aufgedrungene Fremdherrschaft der Anjous setzte sich in eine ungeheure Tat um, die der Weltgeschichte angehört. Die sizilianische Vesper. Gleich jener großen Sklavenerhebung gegen die Römer züngelte in wenigen Wochen die heimliche Flamme einer Verschwörung über die ganze Insel, sie galt den verhaßten Franzosen. Die Losung eines Widerstandes auf Leben und Tod war ausgegeben. Das ganze Volk hatte auf einmal nur eine Seele, die unterdrückte nahm am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1282 eine Rache ohne Beispiel gegen den Übermut Karls, des Eindringlings, der Handel und Gewerbe mit unerhörten Abgaben belastete, dessen Beamte sich gegen die Bürger und namentlich gegen die Frauen, die mit Sarazeneneifer gehüteten, in den unverschämtesten Dreistigkeiten übten. Ein Salerner Edelmann, Johann von Procida, der den Hohenstaufenerben Peter den Dritten von Aragonien in der Volksgunst festsetzen wollte, vollbrachte in der Verkleidung eines Bauern das Aufwiegelungswerk. In der Vesperstunde des Ostertages ward das Signal für die Tat gegeben. Das entflammte Volk folgte einer echt sizilianischen Devise: Dem Wort „Cece" (Erbse). Wer es nicht im heimischen Dialekt auszusprechen vermochte, wurde niedergemacht. In ein paar Tagen waren mit Ausnahme von wenigen, die sich flüchteten, alle Franzosen auf der Insel umgebracht. In Palermo, dem Hauptsitz der Verschwörung, zählte man ihrer fünftausend, in Messina dreitausend, in Catania ließen sogar achttausend ihr Leben. Das gewaltige patriotische Unternehmen hatte einen Sieg gefunden, an dem der Stolz der Sizilianer noch

lange zehrte. Das Bewußtsein dieser Einmütigkeit war intensiv genug, um sogar noch einen Spottvers auf das einzige Örtchen der Insel, das nicht mitgetan hatte, auf Sperlinga (nördlich von Castrogiovanni), hervorzubringen: „Quod Siculis placuit sola Sperlinga negavit.“ Noch heute genießt Sperlinga den Ruf eines sizilianischen Schilda.

Diese Volkserhebung*) sollte in den späteren Geschicken Siziliens die einzige von Bedeutung bleiben. Es gab kein Aufraffen mehr. Die Tendenzen, die den Verfall herausforderten, deuteten sich nur allzubald in den drei Städten an, in denen sich nun wechselnd die Geschicke der Insel erfüllten. Eine vordringende Adelsherrschaft macht sich üppig, der Fluch der Lehnsherrschaften erfüllt sich. In Palermo setzen sich die Feudalbarone, besonders die Chiaramonte fest, wo sie in ihrem neuerrichteten Palast ihre Willkür gegen das macht- und rechtlose Bürgertum schalten lassen können, da die Aragonesen das, was sie an Fürsorge übrig haben, meist auf ihre Hauptresidenz Catania konzentrieren. Der Beste unter den Aragoniern, Alfons der Fünfte, schenkte Catania die erste sizilianische Universität, die bald zweitausend Studenten zählte und die Stadt zu einer ansehnlichen Höhe hob. Auch Messina nahm an diesem kurzen geistigen Aufschwung teil, dort kamen unter den letzten Arragoniern die unter den Normannen geübten, lange vernachlässigten griechischen Studien wieder in Aufnahme. Dort lehrte der Byzantiner Konstantin Laskaris griechische Grammatik und Literatur. Seine „Erotemata“, die 1476 erschien, hat bibliographische Bedeutung als erstes griechisches Druckwerk. Der Mann selbst hat Interesse als Ahnherr der seltsamen Mischung: Gelehrter und Abenteurer, Weltweiser und Scharlatan, von der die Aufklärungszeit die meisten Exemplare lieferte. Eine Cagliostronatur. Er hat dem Dom von Messina sein Schelmenmeisterstück hinterlassen: Einen Brief der Madonna, den sie dem Apostel Paulus bei seiner Landung in Messina an die Stadt übergeben haben soll — nebst einer Haarlocke. Die unglückliche Stadt feierte jedes Jahr

*) Die Bourbonen setzten später den gefallenen Franzosen eine Gedenksäule in Palermo.



Quattro canti Palermo

im Juni ihre Madonna della Lettera mit großem Jubel. So wirkte Laskaris der Grieche bis heute mehr durch seine Brieffälscherkünste als durch seine immerhin bemerkenswerten linguistischen Studien fort.

Aber das geistige Eintagskönigreich von Messina und Catania vermochte wenig gegen den Ansturm der Ereignisse. Die municipalen Freiheiten, die Messina sich als wichtigster Handelsplatz am längsten bewahrt hatte,

gaben ihr unter den drei Städten noch am meisten Rückhalt, und sie konnte sich noch eines gewissen Reichtums rühmen, als die Spanier von der Insel Besitz nahmen, denn sie machte dem verwöhnten Karl dem Fünften Angebinde, die sogar den Ewig-Unbefriedigten zu verwundern vermochten. Wie schwer aber schon die Würde und der Stolz der Städte unter den verwüstenden Kriegszügen der Anjou und der Aragonier, unter den ärgeren Sittenverlotterungen durch die Fremden gelitten hatten, das zeigte sich in einem betrüblichen Wettstreit zwischen Palermo und Messina um die Gunst der Ankömmlinge. Die Spanier entschieden sich für Palermo, und während dort vor der politischen Neuherrschaft der italienische Stadtadel in seinen Vesten ein wenig zusammenkroch, tobten jetzt wilde Fehden zwischen der Messineser Aristokratie und den Volksparteien; sie verjagten rasch die errungene Wohlhabenheit. Nur die Schauplätze und die Namen wechselten — die Ergebnisse blieben identisch. Spanien als Dritter glich die Differenzen durch ein furchtbares Geschenk aus: durch die Inquisition. Jener selbe Palazzo, den sich die übermütigen Chiaramonti ertrotzt hatten, ward nun Quartier der spanischen Vizekönige. Und sein Unruhm wuchs: das Inquisitionstribunal schlug sein Raubnest drin auf. Zu dem ersten der verderblichen Riffe, an dem Siziliens glückhaft Schiff zerschellte: Der ungehinderten Feudalwirtschaft, die den erntenden Landmann verhungern ließ und den Bürger tributär machte, kam das zweite, das fanatisierte Pfaffentum auf dem Richterstuhl. Es hat dem Palast, der sich hinter Tropenbäumen des Garibaldigartens verkriecht (er ist auch heute noch Palazzo dei Tribunali) den finstersten Schatten in dieser heiteren Stadt angeworfen. Man sieht noch die aufgeblasenen Vizekönige, die Villenas und Maquedas, geschwollen im Ruhm der spanischen Katholikenmajestät und noch mehr in ihrem eigenen Pseudofürstentum, durch das schweigende Portal stolzieren und sieht das Gewimmel von Schwarzmänteln, weißgesteiften Halsrädern und spitzen Brigantenhüten, das über Korridore und Stufen in die muffigen Hallen dringt. Das geheime Gericht sammelt seine Glieder. Die fettbäuchigen Spanier preisen die Jungfrau mit

Kerkersprüchen, loben Christ durch das Geschwäl der Scheiterhaufenfackeln. Ihr Tag- und Nachtgebet ist die Denunziation, sie flehen um Ketzer. Das Gerücht ist ihr Lebensodem. Hier sitzen sie im nächtigen Saal, flüsternd im Lichtergezitter, lange noch, als schon in andern Ländern die grause Stimme der Inquisitoren verschollen ist. Diese spanischen Bäuche haben die Ekelspeise Philipp des Dritten zur Wonne verdaut; dem verfluchten Königsnamen huldigt ihre Tierseele wie in einem Taumel des Erotischen — und das Bild Innocenz des Dritten, des päpstlichen Erfinders der gangbarsten Ketzerstrafen, steht ständig auf ihrem Tische neben dem Kruzifix. Hier wird Vernichtung von Leben und Gut, Bußhemd, Geißelung, Einmauerung, Galeerenknechtschaft und Folter verhängt, in diesen Sälen stiehlt man Vermögen durch drei Worte eines Urteilsspruchs, hier brechen Seufzer von den Wänden, die noch bis dahin kein menschlich Ohr in Palermo vernommen, hier öffnen sich Gräber für Greis, Jüngling und Kind zugleich — im Namen der höchsten Milde regiert der Satanismus. Wie ein unendlicher Hohn lacht die berühmte Holzdecke des Corleone im großen Saal hernieder; eine naive Fröhlichkeit heitert aus der Helden- und Heiligenwelt dieses Deckenbilderbuchs und bringt mit ihrem arabischen Dekorationsgewinde fast schmerzlich-plötzlich das Gedächtnis an die Zeiten der großen Toleranz herauf. Welch ein Hohn ist dies bunte Ritterabenteuer von Decke in einem Saal, wo alle edlen Gewinnste aus Rogers Tagen blindwütend zerstampft wurden!

Zu den vierhunderttausend Menschen, die allein der Inquisition der Spanier zum Opfer fallen, muß das arme Sizilien seine blutige Beisteuer entrichten. Die Philippe und Karle lassen ihre Tribunale mit Fleiß und Ausdauer arbeiten. Über die ganze Insel sind die Ketzerriecher verteilt, und die Greuel üben sich am Besten im Heimlichen. Die Kerkerzellen im Chiaramonte geben nie wieder heraus, was sie verschlingen; bis auf heute geht die Erinnerung des Volks diesen Kerkern und ihren fürstlichen Beschützern mit dem Kennwort „i Filippini“ nach. Wie oft haben diese prigioni ihre Opfer auf das Zeugnis von Meineidigen und überführten Mördern verlangt!

Das war das höllische Spaniergeschenk an das Land. Außer dem alten Palast hält das traurige Gedenken noch die Piazzo Bologni, ein kleines unschuldig-sonniges Viereck in der Stadtmitte, fest. Hier ist der Schauplatz der Hinrichtungen, die weiter aufwärts mit Lächeln verfügt, unterschrieben und besiegelt worden waren. Auch hier, wo man den dürren Schatten des dritten Philipp vorbeihuschen sieht, eine ironische Groteske: hier auf dem wahrlich geeignetsten Platz hat sich die „dankbare Stadt" den Mann, in dessen Staat die Sonne nie untergehen wollte, in Bronze vor die Nase setzen lassen müssen. Hier steht Karl der Fünfte in einer beinahe ehrlichen Karrikatur, er gleicht einem mißgelaunten Schneidergesellen und statt des Szepters scheint er eine Elle zu schwingen. Der Schöpfer dieser Zerrgestalt, Livolsi (1630), sieht seinen Kunstgeschmack noch übertroffen durch die Rhetorik des Denkmals. Denn den Sockel ziert ein hochkaiserliches Bombasticum:

D. O. M.
Carolus V.
Hassiaco Saxonico
Germanico Hispanico Gallico
Africano Turcico
Mexicano Peruano Mulucensi
Imperatori ter maximo
etc.

Das Denkmal ist der beste Zeuge für den Kunstuntergang dieser Zeit auf Sizilien. Freilich haben die spanischen Vizekönige alle Hirne und Hände voll zu tun, dem Volk neue und intensive Steuerlisten zu ersinnen. Sie gleichen auch darin den römischen Vögten, die ein Jahrtausend früher hier preßten. Hand in Hand mit dem Klerus unternommen, bringt die Aussaugung der Schwachen glänzende Resultate hervor. Das Eigentum der Bauern und des Bürgers geht immer mehr zurück, die Stadt verarmt zusehends, dafür mästet sich Adel und Geistlichkeit um so tüchtiger. „Vermittels Gegenseitigkeit wird jeder Lump unsterblich." Durch die reichliche Zufuhr von Adelssprossen aus Aragonien und Spanien ist die ein-

sässige Feudalkaste um manches Prozent gestärkt worden, immer mehr Barockpaläste heben sich, und die Häuser der Niederen werden dürftiger, unwohnlicher.

Nach außen hin aber zeigt die Stadt Prunk, Pracht und Dekoration. Die beiden Hauptstraßen erhalten das protzende Gesicht, das sie noch heute tragen und die eine von ihnen, Via Maqueda, hebt den Namen des Vizekönigs auf. Am Hauptkreuzungspunkt mit dem Casaro (wie das Volk in dankbarer Araber-Erinnerung noch den Corso nennt) entsteht eine für das spanische Wesen höchst bezeichnende Architektur: Vier ausgerundete Eckpaläste, von Villenas errichtet, mit Säulen, Heiligen, spanischen Königen und Wappenschilden ausgeputzt, sollen den zweifelhaften Ruhm der spanischen Epoche in diesem Lande in Stein stipulieren. „Quattro Canti" heißt dieser Platz kurzweg, und von Villenas redet niemand mehr in Rogers Stadt. Der Pomp dieser Ecken, an denen sich der Wunderblick abwärts zum Meer, aufwärts zu den Bergen, dehnt, hat freilich seine Wirkung,.

Hier, wo heute das Volk seine Siesta hält, jagten die Karossen der Principi, Duchi, Conti, Marchesi vorbei — von denen man hunderte, falsche wie echte, zählt. Sie jagen die aristokratische Idee schnaubend durch die Straßen. Das gesamte geistige Leben der Insel ebenso wie das gesellschaftliche ist durchaus im Nachtrab der europäischen Hauptstädte: Paris, Rom, Florenz, Neapel. Die Führung, die Palermos Eigenart so fest behauptet hatte, wird ein blindes Nachahmen und Empfangen, und es ist kein Wunder, daß in einer Adelssozietät von solcher Gesinnung und Begabung alle starken Zeitäußerungen nur in einer bizarren Verzerrung auftauchen, was am besten durch das erwähnte cervanteske Kaisermonument verbildlicht wird.

Die großen Lebensformen der Renaissance, die Florenz und Rom der Welt anbieten, werden zum albernen Großmannstum in abhängigen Seelen wie diesen. Es fehlt jede Andeutung von Persönlichkeiten, bei denen die Überspringung von sozialen und ethischen Banden ein imposantes Übermenschentum bilden könnte. Nur Leute mit medisanten Vorzügen sind am Ruder, die Intrigue blüht

wie im Staat so in der Gesellschaft. Im übrigen sind die Emporkömmlinge Besitzer von bäurischen Instinkten für ein maßloses Amüsieren. Die Liebesaventiuren sterben in Schloß und Palästen nicht aus und es fehlt weder an Motiven aus den Ergötzlichen Nächten des Straparola, des Morlini und Stacchetti noch an Verrat, Gewalt und Verbrechen um des Genusses willen — aber auch in diesen Dingen gibt es unter den Spaniern nur eine seichte Mediocritas. Es bleibt alles im Kleinlichen stecken, das Allzumenschliche hängt an den Ereignissen, man erlebt nicht eine im Bösen so ragende Figur wie Alexander Borgia und noch weniger eine Lukrezia. Was der Adel nicht am Eigenmut des Volkes zerbrach, nimmt die Geistlichkeit freudiglich auf ihre Rechnung. Der Jesuit findet bei dem kritiklos und hilfsbedürftig gewordenen Volk offene Türen, die schönen Beispiele hoher Bildung, die es ein paar Jahrhunderte lang vor sich sah, sind längst vergessen, und die vielgemischte Bevölkerung sinkt in Gleichmut, Verdummung und Aberglauben. Wie gut der Klerus den Boden ackert, macht die innere Überladenheit der Barockkirchen allzu deutlich. Die Geschmacklosigkeit des Hochaltars im Dom zu Messina verschlingt vier Millionen Lire. Überall in den Kathedralen gibt es juwelenbehangene Madonnen, Christkindlein liegen in Edelsteinwindeln, und die Pracht der Amethyste, Onyxe, Lapislazulis und Saphire blendet die Augen der Hungernden, die davorstehen und nicht begreifen, daß ihnen der Priester das alles in der Übung der Jahrhunderte entwendet hat.

Spanierzeit — das ist der drei großen Städte und des Landes Verderben für immer. Erhebungen verpuffen, so die von 1547 gegen die Inquisition, so die von 1647 gegen den ungeheuren Steuerdruck. Die politischen Verwicklungen würgen die Halbexistenz der Insel fast zu Tode. Zwischen wechselnden spanischen, französischen, österreichischen Ansprüchen wird das teure Handelsobjekt hin- und hergetrieben. Unter den ersten Bourbonen kommt endlich ein Aufblick, als Karl der Dritte und Friedrich der Erste die geistlichen Vorrechte stark zu beschneiden versuchen, viele Klöster aufgehoben und die Jesuiten verjagt werden. Die hohen Leuchtzeichen der

Aufklärungszeit dringen auch nach Sizilien herüber, und man sieht in dem vorübergehenden Erwachen encyklopädischer, besonders historischer und literarischer Studien den Nachklang einer durch ganz Europa vibrierenden Geistesidee. Das achtzehnte Jahrhundert gibt sogar der Insel ihren größten Dichter: Giovanni Meli, den Anakreon Siziliens, dessen ewig bekränzte Leier nur immer von Liebe und Freude klingt, wenn schwere Zeit auch herandroht. Er spendet unerschöpflich seine Lieder und epischen Gesänge, weiß auch ein Spöttergesicht zu ziehen, das ihn gut kleidet und ist geistreich wie Voltaire in seinen Fabeln.*) Seine naturwissenschaftliche Bedeutung darf nicht weniger gering genommen werden, er konnte sein Poetenherz auch auf die chemischen, botanischen und medizinischen Gefilde locken und brachte sein praktisches Wissen an der Universität Palermo an viele, die ihm lauschten. Der sizilianische Dialekt kommt durch ihn in seinen Versen zu reicher Ehr, das ganze Volk singt ihn, lange vorher, ehe die anmutsvollen Reime gedruckt sind (es hätte sie auch kaum lesen können). Das rasch begeisterte Sizilien nimmt seinen Dichter als ein Zeichen besserer Zeiten hin. Die aber lange ausbleiben, zögern, Trugbilder schicken.

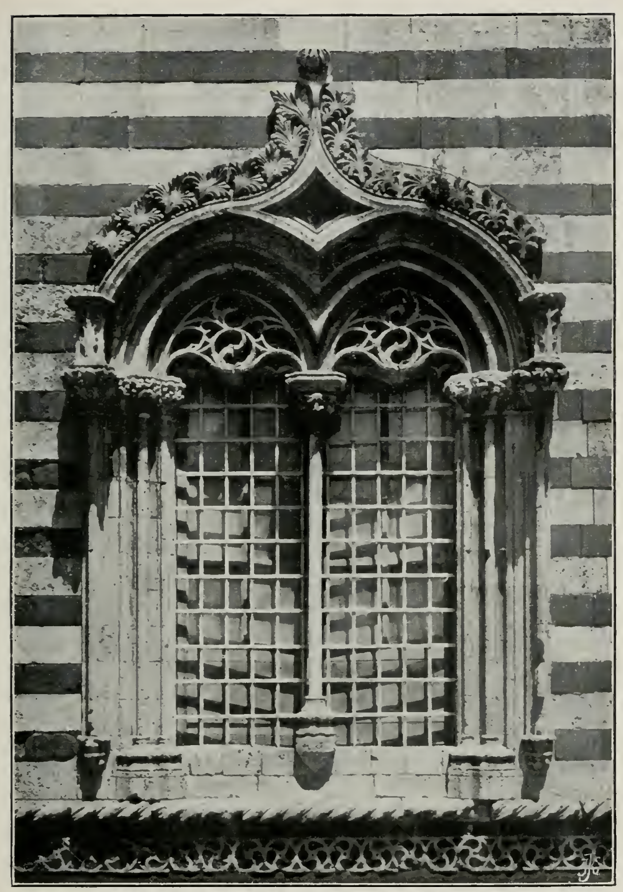
Die Revolution von Frankreich sendet ihre Lohe herüber. Im Gefolge des von ihr schwerbedrängten Neapel erzittert auch Sizilien. Der völlig degenerierte Geist in Heer und Beamtenschaft zeigt, was ein Zeitalter des Verfalls aus Institutionen von vielerprobter Tüchtigkeit machen kann. Die Heere, mit denen die Bourbonen ihre Thronrechte verteidigen wollen, sind Räuberbanden! Systematisch hat die famose Staatstechnik dieser Diplomaten und Kardinäle das Bandenwesen auf der Insel gezüchtet. Die Geheimbünde, Brigantenorganisationen und Sektenpflanzungen, die heute das geflügelte Charakteristikum Siziliens sind, verdanken den Umtrieben der Regierenden ihre Festigung und ihren Bestand. Ferdinand der Erste läßt sich, um ein Beispiel zu nennen, von den erprobtesten Räuberhäuptlingen, den Herren Fra Dia-

*) Seine Gedichte hat Gregorovius meisterlich ins Deutsche übertragen.

volo, Pronio, Mammone eine Mordsippe zusammenbringen, die ihm im Verein mit Lazzaronitruppen das verlorene Neapel zurückholt! Das „offizielle“ Militär ist durch einen der merkwürdigsten Gegenbünde, die „Carbonari“ (Köhler), von derselben nagenden Unzufriedenheit wie das ganze Volk ergriffen. Diese Carbonaribewegung, eine Art Freimaurerorden von mehr als einer halben Million Mitgliedern, ist einfach der Niederschlag des großen Massenunwillens, den das Land unter den Bourbonen zu tragen hat. Er verteidigt drei Prinzipien: Die politische Freiheit; eine unklare Menschheitsbeglückung, die aus einem religiösen Pantheismus Nahrung sucht; völlige Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel. Mit diesem Programm erzwingen die Carbonari gegen ihre bourbonischen Bedrücker einige Flügelschläge der Freiheit. Alle Volksschichten hören auf die Tröstungen dieses Bundes, und das Militär streckt seine Waffen vor ihm. So stehen sich die Geheimgesellschaften in der seltsamsten Art gegenüber: der Herrscher und sein Gesinde arbeiten mit dem Banditentum, das Volk sammelt seine besten Elemente für einen politischen Tugendbund, dem eine gewisse antike Größe eigen ist. Die Anarchie der Könige steht gegen das moralische Übergewicht der letzten Stände!

Auf solchem Boden ist gut hausen für alle Heimlichkeiten, für alles Lichtscheue, Wühlerische und Hetzlustige. Wie Schleichhändler ziehen die gegensätzlichen Strömungen über das ungeebnete Feld. Das Esoterische übt seine Suggestionen. Mächtig und immer mächtiger dringt eine Tendenz hervor: der Begriff des Selbstrechtschaffens. Sind doch um 1820 alle Rechtsverhältnisse in einer heillosen Verwirrung. Dem ausgeprägtesten Spionagesystem ist die juristische Bestechlichkeit gesellt; gegen Schuldige aus der Adelskaste werden Scheinprozesse geführt, die einzige autonome Herrscherin ist die Willkür.

Palermo und Messina werden Zentralpunkte internationalen Gauner- und Abenteurertums. Auch die Eingeborenenschaft liefert bereits ihre Früchte ab: Weltruf erwirbt sich der Palermitaner Giuseppe Balsamo als Cagliostro. Goethes Interesse an diesem Elixiere- und Gold-



Fenster am Dom Messina

macher, Geisterbeschwörer, Wundertäter und Häuptling aller Betrüger von Genie geht so weit, daß er in Palermo die armen Angehörigen des „Groß-Kophta“ interviewt. In dem am Fuße des Monte Pellegrino gelegenen Lustschloß La Favorita, das der Bourbone Ferdinand I. in einem verworrenen Chinesenstil errichtet, gehen im Dunkel der Alleen, in der Lüge antikisierender Gemächer ernste und spielerische Geheimnisse aus diesen Abenteurerwelten

umher. Das letzte flüstert noch von den heimlichen Buhlstunden, die Nelson hier in den Armen der Lady Hamilton zum Schwächling machten. Eine lächerliche Herrschaft tritt neben der politischen noch die verbildende Kunst an, der Zopf. Er hängt sich auf die absonderlichste Art an die espritlosen Grandenköpfe; in der Umgegend Palermos, vor allem in der Villenvorstadt Bagheria, stecken aus wunderherrlichen Gärten die kuriösen Schlösser der Serradifalco, der Butera, der Valguarnera, der Palagonia ihre Giebel, die meist alle in der Zeit des ersten Ferdinand erstehen. Die am meisten naturbeglückte ist heute Villa Giulia. Butera und Palagonia deuten handgreiflich auf die widerlich-bizarre Geschmacksrichtung ihrer ersten Erbauer und Besitzer, da sie von hinten bis vorn mit den verrücktesten Skulpturenfratzen vollgestopft sind. Da Goethe von diesen „Spießruten des Wahnsinns", durch die er sich jagen ließ, ausführlich seine Pein-Empfindungen beichtet, ist nur wiederholend zu sagen, daß der Geschmack der Ferdinandszeit sich hier in folgenden wahllos zusammengestellten Figuren bekundete, in: „Bettlern, Bettlerinnen, Spaniern, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckeligen, Zwergen, Musikanten, Pulzinellen, antikkostümierten Soldaten, Göttern, Göttinnen, Achill und Chiron, Pferden mit Menschenhänden, Pferdeköpfen auf Menschenkörpern, Drachen und Schlangen, Verdoppelungen, Verwechslungen, Monstern und Schnörkeln allerart."

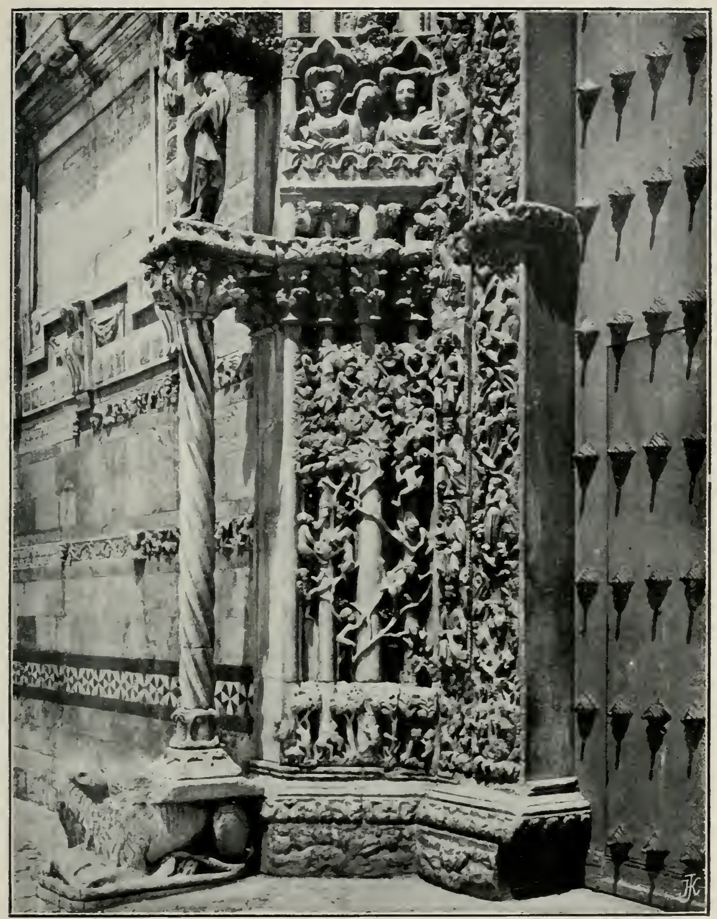
Mit diesen Errungenschaften beschließt die Hauptkaste ihre Ruhmregister. Politisch ist sie, wie sich herausstellt, ebenso inferior. Die böse Zeit der Not und die Not der Zeit findet ein fortwährend ungerüstetes Geschlecht. Catania und Messina zeigen sich schon durch schreckliche Schicksalsfügungen in völliger Erschöpfung. 1669 hat Catania einen der wildesten Ätnaausbrüche erduldet, vierundzwanzig Jahre später zerschlägt sie ein Erdbeben so grimmig, daß nur Trümmer bleiben. Messina war durch die Adels- und Demokratenkämpfe zermürbt, büßte durch die Pest von 1740 vierzigtausend Menschen ein, zerfiel im Erdbeben von 1783 so, daß Goethe eine ähnliche Ruine fand, wie sie das Jahr 1908 aus ihr gemacht hat. Von

solchen Schlägen Dulderin, erringt sie ihren Ehrentitel „l'eroica“ auch in den Bourbonenhänden.

Was mißgünstige Sterne der Insel bis zur Befreiung durch Garibaldi geben, bleibt nur eine Fortsetzung von Wiederholungen: Der Kampf um die Verfassung, von den Engländern unterstützt, bringt 1812 eine Niederwerfung des Feudalstaates, die aber kaum drei Jahre alt wird; die Volkserhebung von 1820 wird eine blutige Vergeblichkeit, die nur eine österreichische Invasion und 600 Millionen Staatsschulden zur Folge hat. Unter Franz dem Ersten nimmt die Sittenverderbnis am Hofe überhand. Der Adel muß allmählich zum Bettelstab greifen. Die Betrügereien der Beamten und Richter vertragen kaum noch eine Steigerung; es scheint unbegreiflich, daß sich die völlig verwahrloste Bourbonenwirtschaft noch Jahrzehnte und Jahrzehnte halten kann. Freilich wird durch einen Stapelbau von offiziellen Fälschungen das ramponierte Gerüst dem Ausland gegenüber noch mühsam gehalten; man verkündet Begnadigungen, wo nach der dritten Erhebung von 1848 die Unruhstifter die entsetzlichsten Strafen erleiden, man schürt den Haß des erbitterten Volks durch die schamlosesten Überwachungen (wofür es besondere Kommissionen gibt), man deckt die Riesenschwindeleien des Verwaltungskörpers mit falschen Berichten zu. Gegen diese Zustände redet die alte Araberzeit das strafendste Wort. Welch ein Gegensatz, wenn man bei dem Chroniqueur Amari liest: Wenn den Kalifen die Einkünfte überbracht wurden, nahmen diese nicht eine Münze, ehe nicht zehn hohe Beamte aller Konfessionen bei Gott geschworen hatten, daß das Geld streng nach dem Recht erhoben und niemand auch nur um das Geringste gekränkt worden sei! — Mit der Korruption der Verwaltung wird das feindselige Dreieck, das Bannzeichen gegen Siziliens Blüte, geschlossen.

Ein erneutes Erdbeben von 1857 bei Palermo kommt wie ein letztes Menetekel über die verrottete Regierung, die Insel ist so ausgesogen, daß ein Geist, der aus besseren Vergangenheiten herübergekommen wäre, sie nicht wiedererkannt hätte. Nach 1848, wo man sich unter Ruggiero Settimo mutvoll gegen Neapel wehrt und unter den Volks-

führern sich sogar Adlige hervortun, ist der Scheitelpunkt des finstern Horoskops erreicht. Die Erlösung bricht wie über das übrige Italien so auch über das gequälte Inselland herein; als die Dynastie Savoyen auf den von Garibaldi geebneten Bahnen vordringt, hält sich auch die Sehnsucht Siziliens nicht mehr zurück. Der Mann mit der Alpenjägermütze kommt an der Spitze seiner berühmten Freiwilligenschar bei Marsala ans Land (20. Mai 1860). Ein Jubelgeschrei geht wie Frühlingsbrausen über die Insel, der „Zug der Tausend" ist ein Ansturm, wie ihn Jahrhunderte nicht gesehen. Die Bourbonen müssen den raschen Talenten dieses „Seepiraten" weichen, mit listigen Täuschungen weiß er die Kleinzahl seiner Mannen zu verdecken, und seine bedingungslose Kühnheit tut leicht das Übrige. Es hat etwas Althellenisches, wie der Volksmann den Schlüssel von Palermo erobert, wie er in ein paar Tagen, die Wahrheit von der Stärke einer suggestiblen Intelligenz zu beweisen, das von Leiden erschütterte Land befreit. Das Haus Bourbon entweicht mit den Getreuen — etwa fünfzehntausend Mann — nach kurzen Wochen von dem Schauplatz seiner Tätigkeit, der ein Gerichtsplatz für sie hätte werden sollen. Von Garibaldis kurzer Diktatur über Sizilien wird behauptet, daß er ein mäßiger Künstler im Regieren gewesen sei — aber der ganze Charakter dieses Mannes wird mit einem Schlag aufgehellt, wenn man vernimmt, daß er mitten im Glanz seines Aufstiegs für sich nur ganze acht Lire täglich an Revenuen verlangte. Das Wunder seiner Wirkung war: er fand wie in dem Anschluß Siziliens an das sich einende Italien so auch in seinem ganzen Programm mühelos den Weg, den Zwiespalt zwischen dem angestammten Republikanertum und der Monarchie, die für die Einheit notwendig war — auszulöschen. Er war auch auf diese Art Vorbild für das Volk, das ihn vergöttert. Als Befreier kam er aus Nöten, die Siziliens Ende bedeuteten. Er hatte auch das Glück, einer würdigen Dynastie zu dienen und für die Zerrüttung der inneren Verhältnisse auf der Insel einen ihm an Ungewöhnlichkeit nicht allzufernen Reorganisator zu finden: Crispi. Die Erscheinung Garibaldis steht an dem Ausgang der sieben mageren Jahr-



Vom Hauptportal Messina

hunderte in der metaphysischen Figur eines Daimoniums; er war die erste Tatsächlichkeit nach einer Reihenfolge von Nichtsen, und man muß die Tiefe des Niedergangs sich erst vorgestellt haben, wenn man das blitzähnliche Kommen und Wirken dieses unerschrockenen Selbstvertrauers nach jeder Seite seiner Bedeutung hin abmessen will. Der ganze Kerl schob beiseite; räumte ab — wie

Napoleon einst nach der Rückkehr von Elba die Gebetbücher der Bourbonen vom Tuilerientisch räumte — pfiff und hieb durch die Luft und war fertig. Er zauberte jedesmal ein Neues hin. Von den ungezählten Denkmalen stellt ihn das Palermitaner mit am Trefflichsten dar, denn es gilt dem Augenblick, wo er kurz nach der Landung zu seinem Freunde Bixio sagte: „Nino, domani a Palermo!" Sein Name ist der Sammler von endlosen Unmöglichkeiten.

* *
*

Wo die Kultur viele Generationen hindurch so wenig herzugeben vermocht hatte, blieb für ihre Tochter, die Kunst, ein eben so kleines Territorium. Sie begibt sich mit den Hohenstaufen ins Exil. Sie läßt nur eine Schattenschwester zurück.

Es gibt nach dem dreizehnten Jahrhundert keine jener herrlichen und einzigartigen Kunstoffenbarungen auf Sizilien mehr, die mit seiner Natur zusammen die Freude des kaltblütigen Nordländers wallen machen. Es hat jede künstlerische Selbständigkeit verloren und geht nur in einem stieftöchterlichen Trabantenverhältnis hinter den artistischen Entwicklungen von Rom oder Neapel her. Hier und da lockt einiges, allein das Große wird vergeblich gesucht. Die Gotik, die unter den Anjous gepflegt wird, gebiert wie fast überall in Italien nur in dekorativen Einzelheiten Schönes; sie kämpft fortwährend mit der romanischen Breite und kommt auch in der Anlage nicht über dieses Hindernis hinaus. Man muß erkennen, daß für Sizilien in der Aufnahme des arabischen Spitzbogens durch die Normannen ein hochbedeutsames Vermittlungsmoment für die Gotik gegeben war. Die Normannenkunst drückt sogar, so scheint mir, in manchen ihrer Bauten (Monreale) durch ihr Streben und Emporwollen mehr Gotisches aus, als die hier so schwer Boden fassende eigentliche Gotik, die die Cistercienser später herüberbrachten. Die Kirchen San Francesco und San Agostino bewahren in ihren Fassaden noch ganz das Romanische, während der Spitzbogen des Hauptportals an der ersteren das normannische Zickzackornament aufnimmt. In Einzelteilen zeigt sich gotische Kleinarbeit oft in vollendeter

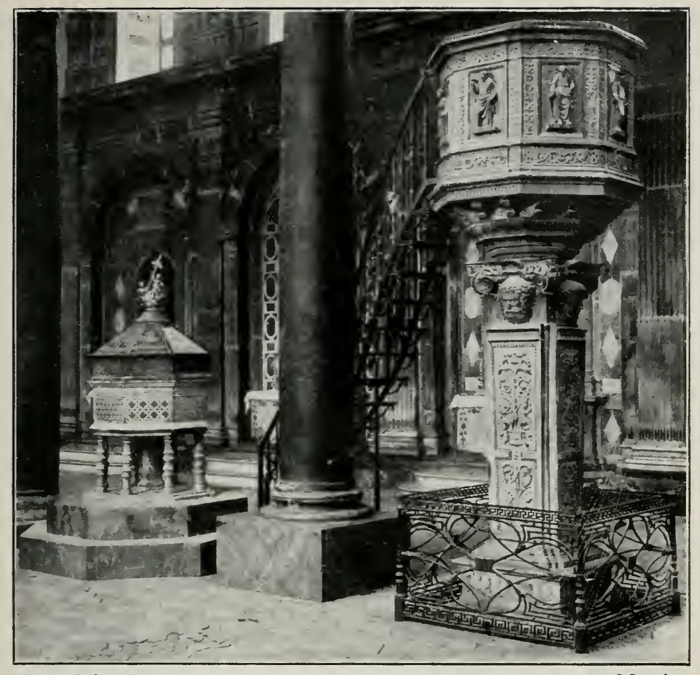
Form. Besonders das höchst reizvolle gotische Eckfenster am erzbischöflichen Palast, die Portalarchitektur an der kleinen Kirche Santa Maria di tutte le grazie. In Messina konnten an dem nun eingestürzten Dom, dessen Normannencharakter ja längst zerstört war, wenigstens ein paar gotische Freuden genossen werden: Der zarte Schwung eines Fensters der linken Außenwand, die hübschen Portale und vor Allem ein paar prächtige gotische Steingedichte in den Reliefvorbauten am Hauptportal. Hier gab es ein Stückchen deutsches Mittelalter in feinster Arbeit: um die Säulchen schlang sich Rebengewind; zwischen den Blättern kletterten Putti herum; in munterster Lebensfrische sah man neugierige Damen von den Fensterbrüstungen schauen und andere kleine Genreszenen. Das Alles ward zerstört; von dem Dom blieb nur das linke Portal und die Apsis übrig. Von gotischen Palästen müssen in Palermo der Chiaramonte und der Sclafani genannt werden, voll prächtigster Reminiscenzen an die Araber- und Normannenzeit sind zwei alte Paläste in Taormina: der des Duca di Santo Stefano in seiner pittoresken Verwilderung von Stein und Pflanzen und der Palazzo Corvaja, einem verwunschenen Schloß vergleichbar. Ein poetisch Stücklein Gotik grüßt auch noch aus den drei hohen überzinnten Bogenfenstern der Badia-Ruine im alten Taormina.

Die Renaissance drängte ihre Formen auf Sizilien nur langsam vorwärts; auch hier war wieder die Vermischung mit älteren Formen unverkennbar. So zeigt die anmutreiche Vorhalle von S. Maria della Catena, die der Frührenaissance angehört, an den zögernd sich rundenden Bogen noch das gotische Nachgefühl. Reiner sprechen die neue Form die Kirchen San Maria dei Miracoli und San Marco aus. Die Profanarchitektur bietet in den ersten Spanierpalästen recht Tüchtiges, kommt allerdings nie von einer gewissen Schwere und Gedrücktheit los, wie sich selbst an der (zu Ehren Karls des Fünften erbauten) Porta nuova am Abschluß des Corso zeigt. Das Schönste der Renaissance sind zwei Höfe: der im Palazzo reale (dessen schon früher gedacht wurde) und das stimmungskräftige Viereck des ehemaligen Filippinenklosters, das

heute den Hof des Museo nazionale darstellt. Am Ausgang der Renaissance und vor allem im Barock empfängt Palermo einen nicht immer erfreulichen Architekturüberfluß. Das Prahlerische gewinnt die Oberhand. Eine Berechtigung liegt wohl noch in der Massenhaftigkeit der Porta felice am Meer, aber die großzügige Anlage mancher Principi-Paläste wird zerhauen durch die Verschwendungssucht in der Dekoration. Auch die Kirchenfassaden predigen eine aufdringliche Anreißerei. Es sei nur die Riesenhalle von San Domenico als sizilianische Walhalla genannt, weil sie in der Unruhe ihres Äußeren alle die Würde verjagt, die ihr als Hüterin bedeutender Gräber zusteht. Es vergißt sich vor ihrer Gespreiztheit, daß die Volksführer Amari und Settimo, der Maler Novelli, der Dichter Meli, endlich Crispi, der Feuerkopf, hier ruhen, und als Mahnen regt sich sofort der Gedanke an Santa Croce von Florenz. Ein Theatinermönch Guarini, zum Priester wie zum Baumeister verdorben, gab dem schlechten Barock-Renommée Siziliens eine entsprechende Unterstreichung durch die Narrheit der Fassade von San Gregorio in Messina. Der Verunstalter des Doms von Palermo, Fuga, gehört in seine Nachbarschaft.

Die Unsicherheit des Kunstgeschmacks weicht in allen Jahrhunderten, die seit dem Niedergang kamen, nicht von der Insel. Es ist ein Herumschwanken oder ein formloses Mischen der Stile oder ein Nachahmen ohne Kritik.

In der Plastik, in der Malerei stehen die einheimischen Künstler der gleichen Unselbständigkeit gegenüber. Eklektiker, die immer nur aus Fremdem nachschaffen. Die besten Renaissancebildner kommen von Norden her und bringen ihr Gutes mit. So der Dalmatiner Francesco Laurana, hochverdient als Fondateur des Renaissancegedankens in Frankreich. Seine Marmormadonnen im Dom und im Museum haben Zartheit und fraulichen Schmelz, in seinen Porträtbüsten (im Museum) zeigt er eine feinidealisierte Wahrheit, und die Evangelistenreliefs von San Francesco zu Palermo lassen auch seine Kraft im Charakterisieren offenbar werden. Besondere Bedeutung erlangen die Gaginis, ein aus der Lombardei in Palermo eingewandertes Künstlergeschlecht; Antonio und



Kanzel im Dom Messina

Domenico schaffen mit ihren Schülern eine große Reihe von Skulpturen für die Kirchen der Hauptstadt, alle voll Vornehmheit, Eleganz, feiner Würde. Ihre besten Werke sind der Marmoraltar von S. Cita, ihre Statuen im Museum, ihr Madonnenrelief in San Domenico zu Palermo; der Dom von Messina begrub mehrere Hauptstücke der vortrefflichen Schule. Dort sind gleichzeitig einige andere gute Renaissancewerke zerstört oder doch schwer beschädigt worden: die anmutige Marmorkanzel des Andrea Calamech und die Kapellenaltäre des Fra Giovanni Angelo Montorsoli, eines der tüchtigsten Bildner der Hochrenaissance aus der Schule Michelangelos. Auch sein bester Ruhm in Messina, der Monumentalbrunnen der Flüsse vorm Dom und der kleinere Neptunsbrunnen mit den Scylla und Carybdis-Personificationen am Hafen der Stadt, ward zerschlagen. Ein

gleichzeitiges Palermitaner Werk (1550) der Florentiner Naccherino und Camilliani, der absonderliche Tierbrunnen auf der Piazza Pretoria, erzwingt mit seinem Pomp nur eine mäßige Achtung und ruft höchstens ein Erinnern an Goethes Erstaunen wach, der vor dieser zweifelhaften Schöpfung wie vor aller späteren Kunst in Palermo zu der Überzeugung kommt: „Hier ist nicht wie in Rom ein Kunstgeist, welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Dasein.“ Der Florentiner Gregorio Tedeschi fand mit seiner Statue der heiligen Rosalie in der Grottenkirche des Monte Pellegrino bekanntlich Goethes Dank: „Ein schönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger stillen Lampen. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen, in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Atem holen und sich bewegen.“ Ein kleiner Zwang bleibt übrig, dem bedeutenden Urteil zuzustimmen. Man denkt an den Sieg einer zufälligen Stimmung an romanhaftem Ort und vergleicht damit die seltsame Gleichgültigkeit Goethes vor den arabisch-sarazenischen Herrlichkeiten Palermos, denen er kein Auge, kein Wort widmet — zugunsten eines guten Klosterdiners in Monreale. . . .

Zwischen Barock und Rokoko holt sich noch der Bernini-Epigone Giacomo Serpotta mit einem spielerischen Reichtum von Stuckdekorationen die Anerkennung derer, die das weibliche Getändel und kapriziöse Gezier dieser posierenden Zeit lieben. Seine Fensterumrahmungen in der Citakapelle mit ihrem Geranke von Göttinnen, Engeln, Früchtebündeln und Blattschnörkeln klingen wie ein Menuett, in Stuck getanzt. Das Turbulente im Barock konnte sich im übrigen auf Sizilien austoben wie selten wo.

Die Malerei beugt sich vom fünfzehnten Jahrhundert an ebenso willig fremdem Einfluß. Sehr wunderlich ist das frühe Hereindringen des Niederländischen. Sizilische Maler, ohne Vorbilder im Lande, suchen in Flandern Belehrung und Gefühlsvermittlung. Niederländer bringen auch von ihrem Überfluß herüber, so der unbekannte Meister, der für den Palazzo Sclafani seinen großzügigen Triumph des Todes malt. So Jan van Mabuse, der alte



Antonello da Messina: Madonna

Hennegauer, von dem das Museum zu Palermo eine Kostbarkeit bewahrt: Ein in die zierlichste gotische Architektur gerahmtes Flügelaltarbildchen. Dies Miniatur-Triptychon

strahlt in seiner Farbenglänze, in der erstaunlichen Sorgfalt des Details (die musizierende Engelgruppe um Madonna und Christkind!) die höchste Liebe zur Andacht und zu heiterer Gemütsversenkung wider. Hiervon blieben Eindrücke. Antonello da Messina wird der erste und glücklichste Pfleger des niederländischen Geschmacks in der Heimat. In seinem großen, fünfteiligen Altarwerk (im Klostermuseum von San Gregorio in Messina) weiß er die Gefühlstiefe, das Sinnig-Germanische der alten flandrischen Meister festzuhalten; kräftig erblüht eine schöne, deutsche Frische, und das naive Verschmelzen einer fast ländlichen Einfalt mit der religiösen Idee im Mittelbild dieses Altars: der „Madonna mit dem Kinde." Das Einfühlen des Meisters in so fremde Wesensart zeigt sich ebenso groß wie seine rasche, fröhliche Übernahme der nordländischen Technik. Der flandrischen Empfindung und gleichzeitig den Einflüssen der alten Umbrier folgte auch Tommaso de Vigilia (Fresken im Museum von Palermo). Aus der Schule von Neapel ging im siebzehnten Jahrhundert Pietro Novelli hervor, ein energischer Naturalist, dem in seinen Mönchen Gestalten von großer Lebensnähe gelingen. Seine Bilder im Palermitaner Museum zeigen den letzten sizilianischen Künstler von Würdigkeit, Geschmack und seelischer Vertiefung. Eine Meisterreminiszenz an die niederländische Kunst bewahrt noch das Oratorio del S. S. Rosario mit einem stolzen Madonnenbilde van Dycks, der um 1620 das Bild in Palermo malte. In der gewaltigen Komposition des Gemäldes mit seinen hochragenden Heiliginnengestalten fällt ein kleiner Lockenbube auf, der im Davoneilen seine Nase verschließt. Der große Holländer wollte mit diesem deplazierten Einfall an die Pest erinnern, welche ihn von der Insel weg nach Norden führte. —

Auch diese Kunstjahrhunderte sahen einen Sieg der Fremde auf Sizilien — er war sehr flüchtig, scheu und nur wenig edle Vasallen gaben ihm Stütze oder Dauer. Bedeutende Kunst war selten — wie in jedem Staat, der Unehrlichen zur Beute fiel . . .

EPILOG: VOM HEUTIGEN SIZILIEN

Manchmal sieht man auf der Insel, mitten in Sonnenglut, Halbvermummte. Den Mantel über den Kopf gezogen, dicke Tücher um den Hals gewickelt. Die Sonne brennt, die Dächer glühen, die Leute frieren. Dem Fragenden sagen sie: „fa freddo!“

Hier ist das Bild des Landes. Die Fülle quillt an seinen Ufern, und seine Armut streckt tausend Hände aus. Es darbt mitten im Überfluß, harrt unschlüssig vor schlummernden Schätzen und es dürstet, wo es, wenn ihm ein Moses käme, ein flutendes Quellen aus allen Felsenwänden brechen sähe. Das Volk von Sizilien, Same und Frucht seines Bodens, ist so eng an die viel erschütterten Gestade gewachsen, ist so sehr aus den Zusammenschweißungen der Jahrhunderte zu einem Typ geworden, daß es im Insulären wie in einer Selbstschlinge gefangen sitzt. Es hat seine eigenen, inneren Gesetze, die eine Gesetzlosigkeit sind. Es hat seine eigene Moral, die mit der Wut einer Naturanschauung gegen das Europa von heute kämpft, es ist durch die Verwilderung der Generationen unter Ausbeutern und Erpressern fast zum Instinktleben zurückgekehrt. Sein Leid und sein Humor haben etwas Fanatisches, und die Widersprüche finden einen Spielraum ohne Grenze. Mit der Duldung der Unterjochten verträgt sich die Verschwörung und die Selbstrache, und wo eben die Begeisterung einen Gefühlstumult erzeugte, zerstört die Erschlaffung, der Mangel der kleinsten organisatorischen Begabung, die üppigen Zukunftsbilder. Ein objektives Bewußtsein ist diesem Volke, das sich wie ein Kind niemals selbst sieht, vorenthalten. Kein Führertalent steht auf, das die Parole der Stetigkeit, ein sinnvolles Vorwärts ausspräche, das die Bedingungen abmißt, während es die Waffen für den Kampf zur Reformation schleift.

Ein so von Gegensätzen beherrschtes Gebiet, das die vollendetste Kulturblüte und die letzten Kümmernisse der Verwahrlosung erlebte, empfängt ebensoviele gegensätzliche Urteile. Liebevolle Verteidiger wie Capuana singen ihm die Gebrechen fort und bieten für die Zudeckung der Wunden die besten Salben ihrer Eloquenz auf, hoffend, durch das milde Trostmittel das Heil vorzubereiten. Sie sehen an den prangenden Küsten nur die Wohnungen des Glücks. Der sizilianische Menschencharakter ist ihnen so lauter wie die sozialen Probleme des Landes zur Lösung bereit auf dem Tisch liegen. Andere, wie Arcoleo, der kluge Unterstaatssekretär, bekennen, daß die Ätnainsel und ihre Bewohner erst noch zu erforschen seien. Daß ihre moralische Eroberung seit der Einigung mit Italien noch immer nicht begonnen habe. Victor Hehn hat genug Genossen in der Meinung, daß Sizilien nur geholfen werden könne, wenn eine ungeheure Überschwemmung die ganze Bevölkerung vertilge, denn sie sei verdorben von Grund aus. So sind Anschauungen da, die in ihrem furchtbaren Radikalismus die Schrecken der Naturmächte willkommen zu heißen scheinen.

Nur das Verständnis, das Ursachen aufdeckt, die Linien des Werdens und des Verfalls nachzieht, sich nicht genug tut im Eindringen zu der verschlossenen Seele der Insel, wird die Rettung bringen. Ein bis ins kleinste durchgeführtes System politischer, wirtschaftlicher und sittlicher Befreiungen wird die ganze Heiterkeit dieser Südlandsinsel wieder aufglänzen lassen. Die Summe von Energien für diese friedliche Campagne wäre bedeutend. Das Mittelalter, das die Nachfolger der Normannen und Hohenstaufen hier aufrichteten, streckt seine Mauern erbarmungslos und alle Leitern abwehrend, hoch. Der treibende Schwung des Modernen mußte einem Lande fernbleiben, das keine der tätigen Entwicklungen des Abendlandes mitmachte, das nur die Keimstelle für immer neue Dissonanzen war. Die Welt des Positiven lag verdunkelt, und das Recht der Phantasie wuchs ins Unermeßne. Die Mißwirtschaft der Bourbonen spricht noch fortwährend ihren Fluch über das Land, eine Heimsuchung, nicht weniger wirksam als die Verheerungen durch den Vulkan

und durch die Revolutionen der Erde, deren Zorn erst jetzt wieder den sichersten Hafen der Insel und die wertvollste Handelsniederlassung ruinierte. Vieles ist zwar errungen: Das glückliche Palermo hat sich seinen Platz an der Sonne wiedererobert. Die Schiffe der Nationen drängen sich im Hafen, aus dem Agrumen, Trauben und Schwefelblöcke hinausziehen, Catania ist wieder reich geworden, die fröhliche Mißachterin ihrer grausamen Geschicke rivalisiert mit Palermo in der Versendung der Inselprodukte, gibt den Segen ihrer Universität und die muntere Arbeit ihrer naturwissenschaftlichen Akademie obendrein; das westliche Marsala, das alte phönikische Lilybaeum, trägt den Duft seiner Weine über die Meere. Aber die Erfolge dieser Regsamkeiten bleiben an dem Unternehmertum haften, sie werden von den Privilegien der Großgrundbesitzer aufgefressen, die Edelleute sind die Aussauger des Bauernstandes, wie es die mittelalterlichen Lehnsherren waren. Mit den erbeuteten Pachtsummen haben sie in den Weltstädten des Auslandes den Großherren zu spielen, der allen Ansprüchen an die absolute Junkerherrlichkeit mit angeborner gentilezza nachgibt, während sich seine Hartnäckigkeit auf die Abwehr aller Bodenpflege und jeder modernen Verbesserung des Landbaus versteift.*) Der Feudalismus, der Volksentrechter, hat eine Kastentrennung gezeugt, die nach Asien weist. Die Nichtstuer, der Edelmann und der Priester, haben die Führung. Der Bauer und der Schwefelarbeiter sind durchaus die Parias. Das Elend der Leute in den Schwefelgruben, der Zolfatari (bei Caltanisetta) gehört längst dem Sprichwort. Hier gibt es solenne Sklavenkäufe. Für diese erstickenden Schwefelbergwerke ersteht der Meister sich von den Ärmsten der Insel einen „Caruso“, einen Steinschlepperjungen, für einen Hundertlireschein oder für — ein Maultier. Hier in den innersten Eingeweiden des Landes lebt ein Volk von Lichtentwöhnten, dem die Heiterkeit der Küsten fremd ist. Im grausigen Düster der Zolfataripoesie stöhnen Verse wie dieser auf:

*) In der Umgegend Palermos sieht man einige Versuche, der Agricultur aufzuhelfen.

Verflucht die Mutter, die mich gebar,
Verflucht der Pfaffe, der mich taufte.
O Jesus,
Warum bin ich kein Schwein geworden?
Dann würd' ich doch zu Weihnacht geschlachtet! *)

Wie in der Landwirtschaft die verzweigte Pachtmethodik und der Mangel an Initiative, an gemeinsamer Regulierung den Fortschritt hemmt, sind die zweihunderttausend Schwefelarbeiter Opfer der fehlenden Produktionsregelung und der Systemlosigkeit im Abbau der Gruben. Die zahllosen Einzelbesitzer sehen sich bei ihrer Abneigung gegen genossenschaftliche Verbindungen außer stande, die Betriebe zu modernisieren. Der Trott bleibt und blüht. Darum sind die Vermittler des Lebens für das Innere: Korn und Schwefel, nur arme Wärmeleiter. In den entforsteten Gebirgen, auf den raubnestähnlichen Bergsiedelungen sieht man den Tisch der Armut jämmerlich bestellt. Städte, die in Antike und Mittelalter von Ceres oder dem fremden Propheten oder den christlichen Heiligen mit Gnaden überschüttet waren, sind Bettlerzentralen geworden. Girgenti ist ein Schicksal dieser Art, ein Hohnlachen über Vergangenheiten. Auf der Meerterrasse, wo einst Gallias Sklaven alle Vorübergehenden zu Banketten einluden, in den Straßen, auf denen die Stadt ihrem von Olympia zurückkehrenden Sieger einen Ehrenzug von dreihundert Schimmelpaaren entgegensandte, lauert nun das gierige Volk auf den Soldo des Fremden.

Das schwache Bestreben der Regierung, den Verhältnissen aufzuhelfen, wird noch mehr geschwächt durch die Mißwirtschaft der Kommuneverwaltungen. Die Beamtenschaft ist noch — wie unter den Bourbonen — zur guten Hälfte im politischen Dienst des gerade herrschenden Ministerkabinetts und zeigt alle Tore der Willkür offen. Der Geschichtsschreiber Villari berichtet von Ungerechtigkeiten, die den Himmel anrufen. Die Zuwendungen des Staates verschwinden in Taschen, in denen sie nichts zu suchen haben (wie oft genug die Wohltätigkeiten des Auslandes Übeltätern zufließen), der Steuer-

*) Nach Rumpelt.

druck erwürgt den Armen, und die herrschenden Parteien haben den Imperativ „Zahle!“ nie vernommen. Es fehlt das allergeringste Gemeininteresse. Das soziale Gewissen wird von einem grenzenlosen Egoismus zermalmt. Wieder wie unter den Bourbonen muß aber nach Außen blendende Repräsentanz aufgemacht werden. Der Wetteifer der Großmannswut bringt Tollheiten hervor. In Palermo erbaut man ein Opernhaus für vierzehn Millionen, während man das Geld für ein Krankenhaus erbettelt; kleine Nester, aus deren Fensterhöhlen der Hunger grinst, kratzen Hunderttausende für ein stolzes Präfekturgebäude oder ein Theater zusammen, das zu besuchen Niemand nachher Geld hat. Aber das kommunale Grandentum ist nach dem Vorbild der „signori“ gewahrt. Vor den Trümpfen des Protzens verschwinden die Bedürfnisse der Bildung und der Hygiene gründlich. Die „Macht“, vor der jeder Sizilianer den heiligsten Respekt hat, das Herrentum, das er anbetet, während es ihn schlägt (denn es ist seine eigene Lebenssehnsucht, etwas vorzustellen) muß ihre Körperhaftigkeit vorweisen.

Die Skepsis ist ein schlimmer Mitarbeiter des Volks. Da es seit undenklichen Zeiten den Erfolg nur auf der Seite der Bevorzugten des Standes sieht, nimmt es keine anderen Beispiele als diese an. Das großzügige „Ausleben“ von Charakteren wie Crispi und Nasi — echteste Söhne dieser Insel — das Ergebnis großer Betrugsprozesse, zeigt ihm, daß das Recht nur mit kühner Selbsthilfe zu erlangen ist, sollte es auch ein — Unrecht sein. Die Anbetung des Erfolges — ob er von der Ordnung gestützt wird oder nicht — bringt das Wunder hervor, daß ganz Trapani sich für den verurteilten Nasi erhebt, daß man in Prozessionen für ihn demonstriert und Gebete wie Raketen steigen läßt. In jedem Tagelöhner steckt ein Stück vom Autokraten, seine Lust an Verschwörungen, an der Selbstrache, seine Verachtung der Gesetze scheint ein Produkt dieser Anlage, die durch die Fesselung nur wilder geworden ist. Die wirtschaftliche Depression erzeugt den moralischen Defekt. Brigantentum, Camorra, Mafia und Omertà (die Hartnäckigkeit des Schweigens vor Gericht, um die eigene Rache offenzuhalten) schwälen

immer noch unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens fort und fordern ihre Altargaben. Die Mafioten, „die Augenzähne", „die Höllenbrüder" und die „Stöpselmacher", die unsichtbaren maëstri der Rache, der Erpressung und des Mörderschutzes, verlernen die alte Übung nicht in Drohbriefen, Entführungen, schleichenden Notturnos. Die Gräßlichkeiten ihrer Bundesformeln spotten der harmlosen Buchstaben, die auf Gerichtsprotokollen stehen. Das Verbrechen wird sozialer Ausgleicher, wo der Glaube an Gerechtigkeit solange getäuscht ward. Die größte Unausrottbarkeit der Insel ist der Haß, der das Kleinste auf Jahr und Tag im finstern Buch der Ungeschriebenheiten aufbewahrt und seine Wege zu finden weiß. Der Widerstand gegen das offizielle Gesetz gilt als Ehrensache, und der Brigant, der furchtlose, erscheint als Heros, wie einst den Wikingern der Seepirat in Königskleidern prangte. In den Liedern des Sizilianers lebt die Romantik der Räuberfürsten und Banden ebenso fort wie der Ruhm der alten Ritterzeiten. Nur die persönliche Autorität, niemals die des Staates, hat dem Sizilianer Gültigkeit — was er nicht sieht, bleibt ihm innerlich fremd und gleichgültig.

Sein letztes Kulturhindernis ist die Aufhaltung des Bildungsstroms, der in Ober- und Mittelitalien schon so fruchtbare Fluren werden ließ. Siziliens Volksbildung rückt es Afrika noch näher, als es schon die Geographie setzt. Hier wie in Spanien hat die Kirche ihren Hauptanteil am Dunkel der Horizonte, der auf diesem mit natürlichster Intelligenz begabten Volk doppelt trübe lastet. Das verarmte Innere wimmelt von Pfaffen — Albert Zacher, ein verläßlicher Beobachter, zählt bei einem einzigen Begräbnis in Girgenti allein vierundsechzig Kutten! Ein geordnetes Schulwesen fehlt noch immer — der Aberglaube und die Dummheit kriechen mit feisten Gesichtern durch alle Löcher und Schlupfwinkel heran. Gegen die aufblühenden Küstenstädte ist das Innere geistig verwaist. Der weitere Umkreis des Ätna, wo das Land einsam und starr wird, hegt die Beschränktheit ein. Troina — oft den Blicken durch Nebelschwaden ganz entzogen — des Grafen Roger feste Burg und Nicosia tragen den



Convento Cappuccini Palermo

Ruhm der geistigen Verkümmerung im eigenen Lande, aber des Pfaffen Soutane wickelt die Dörfer und Städte ohne Ansehen ein. Der katholische Geist geht hier die merkwürdigste Ehe mit dem altheidnischen ein: Die Phantasie des Sizilianers ist bevölkert mit einem wohlsortierten Staat von Dämonen, Gespenstern und Geistern. Alles hat Vorbedeutungen, und Orakel werden in jeder Verrichtung des Alltags gedeutet: Tierschreie, Glockenläuten, Vogelflug und Traumerscheinung. Für das Lottospiel, den Ruin der Güterlosen, zieht man seine Glücksnummern aus den Weisungen des Zufalls. Die Teufel und Hexen fahren in Mensch und Tier, und der Priester treibt wie im finstersten Mittelalter seinen Exorcismus. Das überall lauernde Unheil, das Geschenk mißgünstiger Geister, wird durch Amulette und Beschwörungen ferngehalten, für die es einen umfänglichen Codex gibt. Liebesleute finden für alle Nöte außer in der Hierarchie der Heiligen noch Hilfe in hundert Zaubermitteln, bei denen Totenknochen, Mönchshaare und Hundehirn eine Rolle spielen. Die Seelen der Hingerichteten schützen den Ängstlichen

vor den Gefahren des Meeres und vor Mord zugleich, während der Verbrecher wieder andere Segnungen sucht. Aus der hellenischen Sage ist der Glaube an die Sirenen und an die „Mira“ (die griechische Moira), einen glückbringenden Hausgeist — der in Tamburins, Schildkröten und Eidechsen eingesperrt ist — zurückgeblieben. Die Kriminalität der Insel hat Beispiele von grausigen Kinderschlachtungen, durch die man zu den überall verborgenen Schätzen gelangen kann. Und neben dieser heidnischen Zauberwelt tut sich kollegial die christlich-kirchliche auf: bei den Prozessionen zu Ehren der Stadtpatroninnen schäumt die Leidenschaft in tumultuarischen Festen und Wundern; mitten im Schrecken der Erdbeben breitet die heilige Agathe ihr frommes Tuch schützend vor die Gefahr.

Das Widerspiel der Bigotterie ist auch hier die Skepsis. Den Heiligen schlägt man, der ein Gebet nicht erhört, trotzdem man ihm die schönsten Geschenke versprochen hat. Die Scheußlichkeit der Begräbnisse, die früher in Palermo üblich war, sieht der Fremde in dem Konvent der Totengerippe, der in den Kellergewölben des Kapuzinerklosters grausig versammelt steht: ein infernalisches Grinsen von Tausenden über die Vertröstungen der Religion. Wer hat diesem Volk den Sinn für die bizarrste Verhöhnung aller Scheu vor dem Ende eingesenkt? Vielleicht jene Zwiegesichtigkeit des Gefühls, die gleichzeitig Idole vergöttert und zertrümmert, wie sie auch die Demut vor dem herrschenden Gebieter mit der Rache gegen das Gesetz vereint. Das Priestertum ist Gottesvermittler und Hanswurst zugleich. Der predigende Mönch aus der Fabel erscheint, der zu seinen Hörern im Vordergrunde mit heulender Miene von den Strafen des Fegefeuers predigt, während er die Gläubigen hinter seinem Rücken durch die Entblößung seines Hintern belustigt.

* *
*

Das Volk Siziliens ist arm und geschlagen. Seine geistigen Kräfte sind eingelullt. Die Hilfe des Festlandes, dem es nun angegliedert ist, bietet vorläufig nur Almosen; ihm selbst scheint der Weg zur eigenen Be-



Villa Giulia Palermo

freiung noch verschlossen. Seine Presse ist kümmerlich, seine bildnerische und malerische Kunstübung entschlafen, seine Dialektsprache hat keine Entwicklungen erlebt. Das Theater bietet meist pompöse Spektakel, bei dem die Brillanten vornehmer Damen ausgestellt werden. Aber die Gewalt der Urkraft auf der Insel ist nicht gebrochen; das elementare Naturspiel zweier Landeskinder, des Grasso und der Aguglia, brachte die Botschaft herüber und zeigte die Gärung der Kräfte, die einmal in eine neue hohe Blüte umgesetzt werden können.

Diese noch halb schlummernde oder in falsche Wege geleitete Urkraft macht Sizilien dennoch reich. Zahllose Talente liegen in Schächten, oft blitzartig herausbrechend in der überreichen Volkslyrik. Macchiavell schrieb einst: „In Sizilien ist große Tüchtigkeit in den Gliedern, wenn sie nur nicht in den Häuptern fehlte!“ Es ist nichts verändert. Die Beweglichkeit des Geistes, der Witz der Erfindung und die Fähigkeit zu großen Plänen bringen immer wieder Überraschungen; ein Pfund ist vergraben, das ungewöhnlichen Wucher verspricht.

Das Wissen vom Leben und von der Welt muß in diese bereiten Schächte geleitet werden. Diese Sonnenküsten, umweht von Düften und selbst über die Naturgewalten hinaus gebenedeit, scheinen auf den neuen Roger zu warten, den ritterlichen Glücksbringer, der den Gral einer neuen Jugend huldigend der Schönheit überreicht.



Hof des Museums Palermo

LITERATUR

Hugo Falcandus: Historia de Regno Siciliano. Milano 1725—51.
Lafarina: Istoria della rivulozione siciliana dell 1848/49. Capolago 1860.
P. Napoli-Signorelli: Vicende della coltura nelle due Sicilie. 2. Aufl. Neapel 1810.
Dr. Alexander Rumpelt: Sicilien und die Sicilianer. Berlin 1902.
Sonnino: I contadini in Sicilia. Florenz 1877.
Sanfelippo: Compendio della storia di Sicilia. Palermo 1859.
Ferd. Gregorovius: Wanderjahre in Italien. Band 3: Siciliana. Leipzig 1865.
Di Blasi: Storia del regno di Sicilia. Palermo 1844.
Adolf Friedrich Graf v. Schack: Geschichte der Normannen in Sizilien. Stuttgart 1889.
— Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Berlin 1865.
August Schneegans: Sicilien. 2. Aufl., Leipzig 1905.
I. V. Widmann: Sizilien und andere Gegenden Italiens. Frauenfeld 1903.
Giuseppe Pitré: Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane. Vol. XVI. Torino.
M. Amari: Storia dei Musulmanni in Sicilia. 3 Bände. Florenz 1854—72.
Alfredo Niceforo: L'Italia barbara contemporanea. Milano 1897.
Dr. Albert Zacher: Im Lande des Erdbebens. Vom Vesuv zum Ätna. Stuttgart 1909.
Ad. Holm: Geschichte Siziliens im Altertum. 3 Bände. Leipzig 1870—98.
Ettore Pais: Storia della Sicilia e della Magna Graecia. Torino 1894.
Fr. Baumgarten, Fr. Poland, R. Wagner: Die Hellenische Kultur. Leipzig 1908.
Luigi Capuana: Das heutige Sizilien. Übersetzt von Alfred Ruhemann. Berlin 1893.
Henry Gally Knight: The Normans in Sicily. London 1838.
Max Gg. Zimmermann: Sizilien. 2 Bände. Leipzig 1905.
Emile Bertaux: L'art byzantin dans l'Italie méridionale. Paris.

Georgio Arcoleo: Palermo e la coltura in Sicilia. Miiano 1898.
Edward A. Freeman, Geschichte Siziliens. Deutsch von B. Lupus. 3 Bände. Leipzig 1895—1901.
Töche: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich VI. Leipzig 1867.
Felix Lorenz: An siculischen Gestaden. „Die Gegenwart" 37. Jahrgang Nr. 25.
Otto Benndorf: Die Metopen von Selinunt. Berlin 1873.
Vincenzo di Giovanni: La topografia antica di Palermo dal Secolo X al XV. Palermo 1889—90.
L. Goldhann: Äs'hetische Wanderungen in Sizilien. Leipzig 1855.
Serradifalco: Le antichità di Sicilia. 5 Bände. Palermo 1834—42.
di Sino: Storia delle due Sicilie. Rom 1863.
Guglielmo Ferrero: Größe und Niedergang Roms. Stuttgart 1908/09.
La Lumia: Studi di storia siciliana. 2 Bände. Paris 1870.
v. Lasaulx: Sicilien, ein geographisches Charakterbild. Bonn 1879.
Nissen: Italische Landeskunde. Berlin 1883.
J. Ellis: Diary of an idle woman in Sicily. London 1881.
San Giuliano: Le condizioni presenti della Sicilia. Mailand 1894.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 103 887 6

